

Frankfurter Allgemeine
Magazin

OKTOBER 2022



DESIGN
SPEZIAL

Die Manufaktur Draenert baut auf Stein.
Barber Osgerby entwerfen für morgen.
In der Villa Beer wird Geschichte lebendig.
Venedig webt für die Haute Couture.



PATEK PHILIPPE
GENEVE

BEGINNEN SIE IHRE EIGENE TRADITION



EINE PATEK PHILIPPE GEHÖRT EINEM NIE GANZ ALLEIN.
MAN ERFREUT SICH EIN LEBEN LANG AN IHR, ABER EIGENTLICH
BEWAHRT MAN SIE SCHON FÜR DIE NÄCHSTE GENERATION.

JAHRESKALENDER REF. 5396R



MEHR INFORMATIONEN ERHALTEN SIE BEI DEN UNTEN GENANNTEN
PATEK PHILIPPE PARTNERN SOWIE IM AUTORISIERTEN FACHHANDEL.

EINE VOLLSTÄNDIGE LISTE UNSERER PARTNER IN DEUTSCHLAND
FINDEN SIE AUF PATEK.COM

AUGSBURG Hörli | DÜSSELDORF Blome | FÜRTH Kuhnle | INGOLSTADT Dührkoop | KÖLN Gadebusch
MANNHEIM Nitsch | MÜNCHENGLADBACH Krebber | MÜLHEIM AN DER RUHR Laerbusch | MÜNSTER Oeding-Erdel
OBERSTAUFEN Hollfelder | RECKLINGHAUSEN Exner | REGENSBURG Mühlbacher | STUTTGART Kutter
WESTERLAND/SYLT Krause | WIESBADEN Oberleitner | WÜRZBURG Fischer

Editorial



So kommt man durch den Winter: Wärmflaschen sind wieder in Mode.

Warm ums Herz

Die gute Nachricht an diesem Morgen: die Zahl 95. Die Gasspeicher in Deutschland sind fast schon zu voll – für diese Jahreszeit zumindest. Denn eigentlich sollten die 95 Prozent erst am 1. November erreicht werden. Da halten Sie dieses Magazin schon längst in Händen und haben es hoffentlich auch ganz gelesen. Unzeitgemäß mag man die Gaspolitik unserer Bundesregierung dennoch nicht nennen, bringt sie uns doch sicher durch mindestens zwei kalte Wintermonate. Wir aber wagen uns mit diesem Heft weiter an vermeintlich unzeitgemäße Betrachtungen, und das nicht etwa, weil es bei uns, anders als bei Nietzsche, um Staat und Religion geht. Wenn Sie genauer hinsehen, werden Sie feststellen, dass wir Sie nicht zu einem luxusegeleiteten Lotterleben verführen wollen. In diesem dem Design maßgeblich gewidmeten Magazin geht es vor allem um das von vielen vereinnahmte und arg strapazierte Wort „Nachhaltigkeit“. Nehmen wir zum Beispiel die beiden Designer Edward Barber und Jay Osgerby. Sie versetzen Grenzen des Machbaren und versuchen sich ständig an innovativen Materialien. Ein Stuhl aus Speiseölresten? Der mindestens 50 Jahre hält? Wenn das nicht nachhaltig ist!

Oder ein Naturprodukt, das in 1,4 Milliarden Jahren gewachsen ist und das, verarbeitet zu einem Möbelstück, mehr als ein Menschenleben lang hält? Gibt es, wie unser Besuch in der Manufaktur Draenert am Bodensee zeigt. Nachhaltig ist auch, Altes zu bewahren, ohne dass es unzeitgemäß wird. Wie die Villa Beer in Wien, die mein Kollege Stephan Löwenstein eher zufällig entdeckt hat. Oder die letzte Seidenspinnerei in Venedig, die ein wenig aus der Zeit gefallen zu sein scheint, aber dennoch mit ihren Stoffen auf den Laufstegen dieser Welt vertreten ist. Und auch Hollywood stellt sich endlich seiner cineastischen Vergangenheit, wie der Blick hinter die Kulissen des neuen Academy Museum zeigt. Es gibt also viel zu entdecken in diesem Magazin, das Sie ohne schlechtes Gewissen lesen können, selbst wenn Ihnen die vielen schlechten Nachrichten zu Krieg und Hunger, Corona und Energiekrise die gute Stimmung verhaseln sollten. Der Winter könnte auch mit gut gefüllten Gasspeichern hart für uns werden. Bleiben Sie dennoch optimistisch. Oft sind es Kleinigkeiten, die uns das Leben angenehmer machen können. Und sei es nur die Wärmflasche abends im Bett. *Peter-Philipp Schmitt*

Verantwortlicher Redakteur:
Dr. Alfons Kaiser

Redaktionselle Mitarbeit:
Julia Anton, Johanna Christner, Johanna Dürholz, Thomas Edelmann, Dr. Christiane Heil, Caroline Jebens, Jasmin Jouhar, Ben Kuhlmann, Stephan Löwenstein, Sarah Obertreis, Katharina Pfannkuch, Franziska Proll, Dr. Matthias Rüb, Petra Schaefer, Anke Schipp, Peter-Philipp Schmitt, Bernd Steinle, Julia Stetzner, Karin Truscheit, Anna Vollmer, Axel Weidemann, Jennifer Wiebking, Maria Wiesner

Bildredaktion:
Henner Flohr

Art-Direction:
Holger Windfuhr, Tobias Stier (Stv.)

E-Mail Redaktion:
magazin@faz.de

Alle Artikel werden exklusiv für das „Frankfurter Allgemeine Magazin“ geschrieben. Alle Rechte vorbehalten.
© Frankfurter Allgemeine Zeitung GmbH, Frankfurt am Main.

Eine Verwertung dieser urheberrechtlich geschützten Redaktionsbeilage sowie der in ihr enthaltenen Beiträge und Abbildungen, besonders durch Vervielfältigung oder Verbreitung, ist – mit Ausnahme der gesetzlich zulässigen Fälle – ohne vorherige schriftliche Zustimmung des Verlags unzulässig und strafbar. Besonders ist eine Einspeicherung oder Verbreitung von Inhalten aus dem Frankfurter Allgemeine Magazin in Datenbanksystemen, zum Beispiel als elektronischer Pressespiegel oder Archiv, ohne Zustimmung des Verlags unzulässig.

Sofern Sie Artikel dieses Magazins nachdrucken, in Ihr Internet-Angebot oder in Ihr Intranet übernehmen wollen, können Sie die erforderlichen Rechte bei der F.A.Z. GmbH erwerben unter www.faz-rechte.de. Auskunft erhalten Sie unter nutzungsrechte@faz.de oder telefonisch unter (069) 75 91-29 01.

Redaktion und Verlag:
(zugleich ladungsfähige Anschrift für die im Impressum genannten Verantwortlichen und Vertretungsberechtigten)
Frankfurter Allgemeine Zeitung GmbH
Hellerhofstraße 2-4
60327 Frankfurt am Main

Geschäftsführung:
Thomas Lindner (Vorsitzender)
Dr. Volker Breid

Anzeigen:
Ingo Müller (verantwortlich) und Jürgen Mauker, REPUBLIC Marketing & Media Solutions GmbH, Mittelstraße 2-4, 10117 Berlin, www.republic.de

Hersteller:
Andreas Gierth

Druck:
Mohndruck GmbH
Carl-Bertelsmann-Straße 161M
33311 Gütersloh

FLEXFORM

Groundpiece
modulares Sofasystem

Antonio Citterio Design
Made in Italy

Flagship Store München
by böhmeler

Tal 11
T +49 89 2136 0
flexform@boehmler.de

Flagship Store Stuttgart
by behr

Paulinenstrasse 41
T +49 711 620 51 550
flexform@behr-einrichtung.de

Auch bei anderen
autorisierten Händlern.

Besuchen Sie die
www.flexform.it

Mitarbeiter

Oktober 2022



SITZSYSTEM CONNERY | DESIGN RODOLFO DORDONI
 SESSEL TORII | DESIGN NENDO
 COUCHTISCH BOTECO | DESIGN MARCIO KOGAN / STUDIO MK27
 ENTDECKEN SIE MEHR BEI [MINOTTI.COM/CONNERY](https://www.minotti.com/connery)

Minotti B E R L I N | BY HERRENDORF, LIETZENBURGER STR. 99 - T. 030 755 4204 56
Minotti M Ü N C H E N | BY EGEMEIER WOHNKULTUR, OSKAR VON MILLER RING 1 - T. 089 55 27 32 510

AUCH BEI ANDEREN AUTORISIERTEN HÄNDLERN UND IN ANDEREN STÄDTEN.
 PLZ 01123/4/5 HANDELSAGENTUR STÖLLENWERK - T. 0221 2828259 - TIM.STOLLENWERK@WEB.DE
 PLZ 4/7/8/9 HANDELSAGENTUR GOESCHEN - T. +49 172 9006 429 - MAIL@AGENTURGOESCHEN.COM

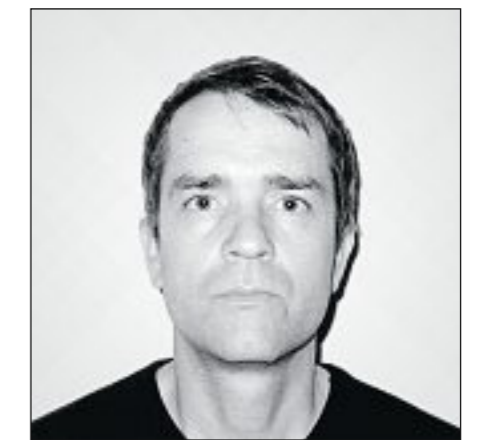
Minotti

Fotos: Maira Buisa, Daniel Stier, Privat, Lucas Büttner

PETRA SCHAEFER kennt sich in Venedig aus. Die Kunsthistorikerin lebt dort seit einem Vierteljahrhundert und schreibt über die venezianische Kunst, seit 2010 auch als freie Korrespondentin des Magazins „Weltkunst“. Für uns besuchte sie mit Fotografin Barbara Klemm einen ihrer Lieblingsorte, die im Gassengewirr versteckte Weberei Luigi Bevilacqua. Dort faszinierten sie schon immer die Seidenfäden in den schönsten Farbnuancen. Dank Barbara Klemms analoger Schwarz-Weiß-Dokumentation entdeckte sie nun ganz neue Facetten (Seite 46). In ihrem Domizil in Cannaregio hat sich Petra Schaefer übrigens für einen Stilmix entschieden: Ihre Stühle sind mit einem pink-senfgelben Baumwollbrokat bezogen, der ein klassisches Granatapfelmotiv mit einem modernen Rautenmuster kombiniert.



DANIEL STIER lebt schon seit Ende der Neunzigerjahre in London. Darum auch sagt er über sich selbst: „Gemessen an meinem Alter und der Zeit, die ich hier gelebt habe, bin ich halber Engländer.“ Als Fotograf hat er für Magazine wie „The Face“, „Dazed & Confused“, „Wallpaper“ und „Esquire“ gearbeitet. Seine Bilder von Prominenten wie Amy Winehouse, John Malkovich und Orlando Bloom sind Teil der Sammlung der National Portrait Gallery. Für dieses Magazin hat er das Designerduo Barber Osgerby (Seite 20) fotografiert. Die beiden kannte er bereits von früher, weil er schon einen kurzen Film über sie gedreht hat: „Thema war unser gemeinsames Lieblingsdesignobjekt: der Bleistift.“



STEPHAN LÖWENSTEIN wohnt als Österreich-Korrespondent dieser Zeitung schon seit zehn Jahren in Hietzing und ist gewiss einige Male an dem Haus an der Wenzgasse 12 vorbeigefahren. Aber es mussten ihn erst Freunde zu einer Führung mitnehmen, die das Wiener Architekturzentrum veranstaltet, um dieses recht heruntergekommene Juwel der Wiener Moderne mit anderen Augen zu sehen. Der leidenschaftliche Vortrag beim Gang durch die Villa Beer weckte die Neugier, noch mehr über das Haus und seine früheren Bewohner zu erfahren – und auch über die Pläne des neuen Eigentümers. (Seite 38)



AXEL WEIDEMANN, Medienredakteur im Feuilleton, ist seit den „Teenage Mutant Hero Turtles“ vom japanischen Schwert fasziniert, steht ihm aber, nun ja, gespalten gegenüber. Seine Diplomarbeit hat er über Schwertsymbolik in den Filmen Akira Kurosawas geschrieben, und beim japanischen Fechten (Kendo) hat er gelernt, dass dort kaum je so wild gefuchelt wird wie bei Quentin Tarantino. In Iris Changs Buch „The Rape of Nanking“ stieß er auf die Schattenseiten dieses Schwertkults – und wunderte sich seither über die ungebrochene Bedeutung des Schwerts als wenig hinterfragtes Accessoire der Popkultur. (Seite 50)



FREIFRAU[®]
MANUFAKTUR

NANA

designed by HANNE WILLMANN - Handmade in Germany by FREIFRAU MANUFAKTUR GmbH - www.freifrau.com

Inhalt

Oktober 2022



Fotos: Verena Müller, Mafalda Rakoš, Daniel Stier, Picture Alliance, Unternehmen

20	2 Good	Das besondere Interesse des Designerduos Edward Barber und Jay Osgerby gilt nachhaltigen Wertstoffen.	Von Peter-Philipp Schmitt Fotos Daniel Stier
24	Stein sei mein ganzes Herz	Das Familienunternehmen Draenert am Bodensee baut ganz auf einen uralten Rohstoff: Stein.	Von Peter-Philipp Schmitt Fotos Verena Müller
32	Game of Thrones	Der dänische Möbelhersteller Hansen feiert 150. Geburtstag. Eine Designgeschichte in 15 Stühlen.	Von Jasmin Jouhar
34	Summa Summarum	Der Designer Sebastian Summa hat in einem alten Berliner Gewerbeviertel seine persönlichen Freiräume gefunden.	Von Jasmin Jouhar
36	Es leuchtet sich	Eine Leuchte, die lange einem Bauhaus-Schüler zugeschrieben wurde, geht in Wahrheit auf Werner Glasenapp zurück.	Von Thomas Edelmann
38	Die Welt als Villa und Vorstellung	In der Villa Beer in Wien wird die wechselvolle Geschichte des 20. Jahrhunderts lebendig.	Von Stephan Löwenstein Fotos Mafalda Rakoš
46	Weben und weben lassen	Das seit Jahrhunderten in Venedig tradierte Handwerk lebt weiter – in der letzten verbliebenen Manufaktur.	Von Petra Schaefer Fotos Barbara Klemm
48	Pasta Nixda	Die Energiekrise führt in Italien zu hitzigen Diskussionen: Soll man Pasta weiter im offenen Topf kochen?	Von Matthias Rüb
50	Der Fluch des reinen Schwerts	Der japanische Schwertmythos ist Projektionsfläche für reaktionäres Gedankengut und Geschichtsvergessenheit.	Von Axel Weidemann
56	Filmreif	Das Academy Museum in Los Angeles macht Relikte aus 100 Jahren Filmgeschichte zugänglich.	Von Christiane Heil Fotos Malte Sänger
60	Dumbo	Der Teil Brooklyns, der Manhattan gegenüberliegt, hat sich dramatisch verändert – zum Leidwesen mancher Anwohner.	Von Alfons Kaiser

11 Prêt-à-Parler 44 Mood/Mut 64 Grübe aus Tromsø 66 Fragebogen

Zum Titel

Die Hand des Unternehmers Patric Draenert auf der Marmorplatte Dreaming Green wurde von Verena Müller fotografiert.

Im Netz: www.faz.net/stil

Facebook: Frankfurter Allgemeine Stil

Instagram: @fazmagazin

Twitter: @fazmagazin

Die nächste Ausgabe des Magazins

liegt der Frankfurter Allgemeinen Zeitung am 12. November bei.

TOD'S

Prêt/à/Parler

①



②



④



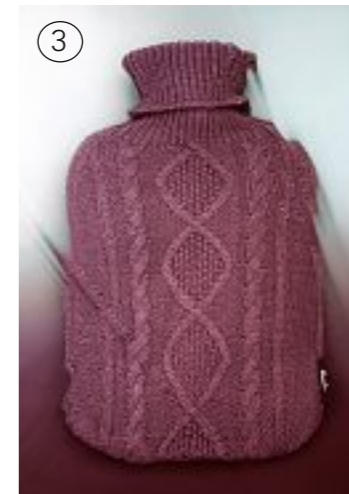
WÄRMFLASCHEN

In der Energiekrise plötzlich hot

► Wenn die Zeiten härter werden, besinnt man sich auf das Wesentliche. Zum Beispiel auf die Wärmflasche. Bis vor Kurzem ging niemand damit hausieren, mit welchem Modell er abends unter der Bettdecke nicht friert. In einem von Technik dominierten Alltag hatte die Wärmflasche den Glamourfaktor eines Festnetzanschlusses. Doch seit klar wird, dass auch das coolste Hightech-Gerät uns nicht wärmt, wird die Wärmflasche wieder *hot*. Womöglich werden wir, wenn die Temperaturen unter den Gefrierpunkt sinken, die Wärmflaschen bald mit heißem Wasser füllen und mit ihnen wie mit einem glucksenden Säugling im Arm durch die Wohnung laufen. Umso mehr sollte man auf den Überzug achten. Denn er kann die biedere Wärmflasche durchaus in ein schickes Accessoire verwandeln. Es macht eben doch etwas

aus, ob es steriler Vlies ist, den man mit ins Bett nimmt, oder hochwertige Schurwolle, wie sie die österreichische Marke Steiner (1, über Manufactum) bietet, die in bis zu 40 Handarbeitsschritten gewebt wird. Oder das Modell von Raum Concept Store (2): Der Überzug in Altrosa mit Kaschmiranteil erinnert mit aufgesetzten Taschen an einen echten Pullover, den man am Samtaufhänger gut verstauen kann. Das Modell Pullover gibt es auch in der kostengünstigen Variante aus Polyester von Qomfor (3). Richtig flauschig (und exklusiv) wird es bei der Wärmflasche von Weich (5), die mit ihrem weichen Alpaka-Fell die Wärme hält und zum Must-Have werden könnte. Wer eine außergewöhnliche Hot Water Bottle sucht, greift zum Modell Meeremann (4, über shop-rikiki), Schwanzflosse inklusive. So wird aus dem Gebrauchsgegenstand ein Lieblingsobjekt, mit dem es sich gut kuscheln lässt, wie mit dem schlafenden Häschen von Shengruili (6). Übrigens hat die Wärmflasche in der Energiekrise dem Kirschkerntischchen, das in der Mikrowelle erwärmt wird, und der Heizdecke, für die man eine Steckdose braucht, etwas voraus: Bei Stromausfall kann man noch Wasser erwärmen. Auf dem Campingkocher. (ipp.) Fotos Schmott Studios

③



⑤



⑥



Occhio

culture of light

Alma Hasun and Mads Mikkelsen
illuminated by Mito largo lusso.
Watch the spot on occhio.com



LICHTKONZEPTE

Lampen bitte anschnallen!

► Wie leuchtet man einen runden Raum aus, der statt Wänden nur Fenster zu haben scheint und dessen Decken bis zu 15 Meter hoch sind? Keine leichte Aufgabe, wie der Designer Stefan Diez und sein Team feststellen mussten. Bisher hingen Lichterketten von oben herab und bildeten einen großen Kreis über den Köpfen der Gäste in dem Frankfurter Restaurant, das es nun neu zu bespielen galt. Die vielen Birnen spendeten zwar zuvor schon Licht, aber das streute einfach in den Raum hinein, ließ Ecken und ganze Bereiche am Boden eher im Dunkeln. Das sollte sich im Oktober anlässlich der ausnahmsweise in diesem Herbst als Sonderausgabe stattfindenden internationalen Lichtmesse „Light + Building“ im Café der Schirn ändern.

Das Restaurant „Badias Kitchen“, Teil der Schirn Kunststube in der Frankfurter Altstadt, wird schon seit 2015 von Badia Ouahi geführt. Sie hat eine erstaunliche Karriere vorzuweisen: In Höchst als Tochter von Gastarbeitern geboren, wuchs sie in den Achtzigerjahren bei ihren Großeltern in Marokko auf. Mit 15 Jahren kam sie zurück, absolvierte nach ihrem Realschulabschluss eine Ausbildung zur Bürokauffrau, studierte danach an der Fachhochschule Pädagogik. Nebenher kochte sie, eröffnete ein erstes Restaurant und übernahm als Mutter von drei Kindern vor sieben Jahren das Schirn-Café, das sie damals auch neu einrichten ließ. Mit der Beleuchtung aber war sie nie ganz zufrieden, so dass sie sich nun auf das Wagnis einließ, das gläserne Rondell mit Leuchten und Leuchtsystemen ausstatten zu lassen, die Stefan Diez entworfen hat.

Dafür haben der Münchner Designer und sein für das Projekt maßgeblich verantwortlicher Mitarbeiter Arthur Desmet auf gleich zwei Entwürfe des Diez Office zurückgreifen können: die Leuchte Ayno, für das Hamburger Unternehmen Midgard gestaltet, und das Beleuchtungssystem Plusminus, das in Zusammenarbeit mit der spanischen Leuchtenmarke Vibia entstanden ist. Plusminus basiert auf einem Textilband, in das die Elektrizität in Form von Kupferdrähten eingewoben ist. Daran lassen sich verschiedene Leuchten einfach wie mit einer Gürtelschnalle anbringen. Dem System sind kaum Grenzen gesetzt, die Bänder lassen sich beliebig durch Räume spannen und können auch von hohen Decken herabhängen. Der Strom fließt, ohne dass er durch das Band dringt, wenn man es anfasst.

Im „Badias“ setzen Diez und Desmet kegelförmige Lampenschirme ein, die in fünf Ebenen Licht spenden. An Plusminus angehängt ist zudem – ebenfalls über die Click-and-Connect-Funktion – die



Click and Connect: Der Designer Stefan Diez lässt das Frankfurter Schirn-Café „Badias Kitchen“ in neuem Licht erstrahlen. Dafür verwendet er sein Beleuchtungssystem Plusminus (Vibia), ein leitfähiges Textilband, an dem sich Lampen einfach anbringen lassen, und seine Wandleuchte Ayno (oben links), die er für Midgard entworfen hat.

Ayno, auch in ihrer neuen Version als Wandleuchte. Der filigrane Entwurf, der aus einem biegsamen dünnen Fiberglasstab besteht, an dessen Ende ein Schirm befestigt ist, lässt sich durch zwei stufenlos verschiebbare Ringe neigen, das Licht auf diesem Wege lenken. Der Schirm aus ABS-PC, einer Mischung aus den recycelten Polymeren Acrylnitril-Butadien-Styrol und Polycarbonat, ist ebenfalls in fast alle Richtungen beweglich. Auf den Tischen des Restaurants steht eine kleine Ayno, für eine eher intime Beleuchtung. Sie ist schon länger im Programm der von David Einsiedler und seiner Frau Joke Rasch 2015 wiederbelebten Leuchtenmanufaktur Midgard, die schon 1919 von dem Ingenieur Curt Fischer im thüringischen Auma gegründet worden war. Fischer hatte damals die erste lenkbare elektrische Leuchte entwickelt und zum Patent angemeldet. Darauf fußte auch der Erfolg seines Unternehmens, das allerdings, inzwischen von seinem Sohn Wolfgang geleitet, 1972 in der DDR enteignet wurde.

Mit Plusminus bietet das 1987 in Barcelona gegründete Unternehmen Vibia ein Lichtkonzept mit vielen Möglichkeiten. Das leitfähige Textilband, das es in verschiedenen Farben gibt, lässt sich beliebig zuschneiden. Stefan Diez hat ein ganzes Repertoire an Leuchten und Schirmen entworfen. Mit Kugeln, Kegeln, Spots oder Schienen soll sich jeder Raum bespielen lassen, egal, wie privat oder öffentlich, wie klein oder groß er ist. Diez spricht von der „Idee des Baukastens“, die er auch im neu ausgeleuchteten „Badias“ sichtbar machen wollte. Neben der Raumbeleuchtung war ihm auch die Fernwirkung seines Leuchtsystems wichtig: Den Glaskörper des Cafés, der in der bis 2017 wiederaufgebauten und inzwischen zum Touristenmagneten gewordenen Altstadt steht, wollten er und sein Team schon von weitem sichtbar werden lassen. *Peter-Philipp Schmitt*

INSTAGRAM

Und sie posten doch

► Wie wichtig sind eigentlich Designer? Die Zahl ihrer Follower auf Instagram sagt zwar über ihre Bedeutung nicht allzu viel aus. Aber vielsagend ist dieses unvollständige Ranking doch: Man erkennt, wie wichtig sie die Plattform nehmen. (pps.)

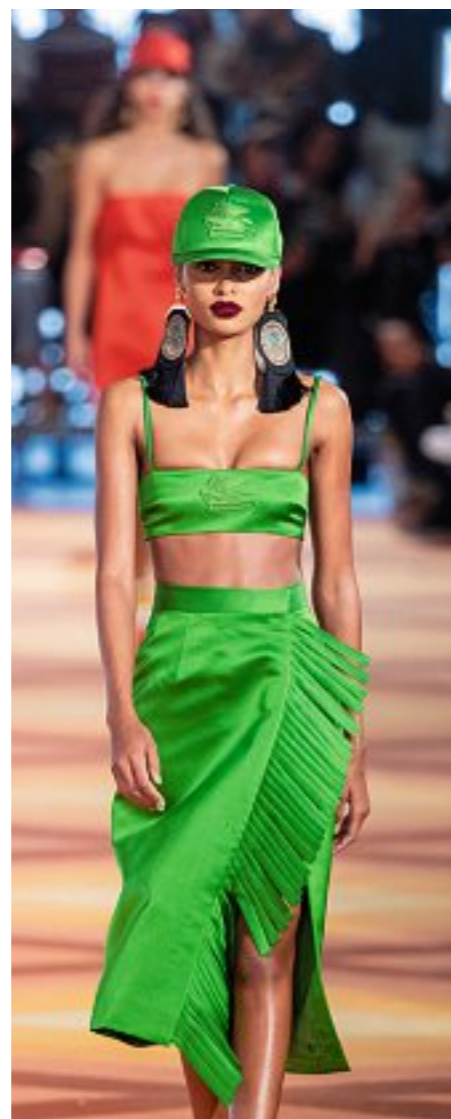
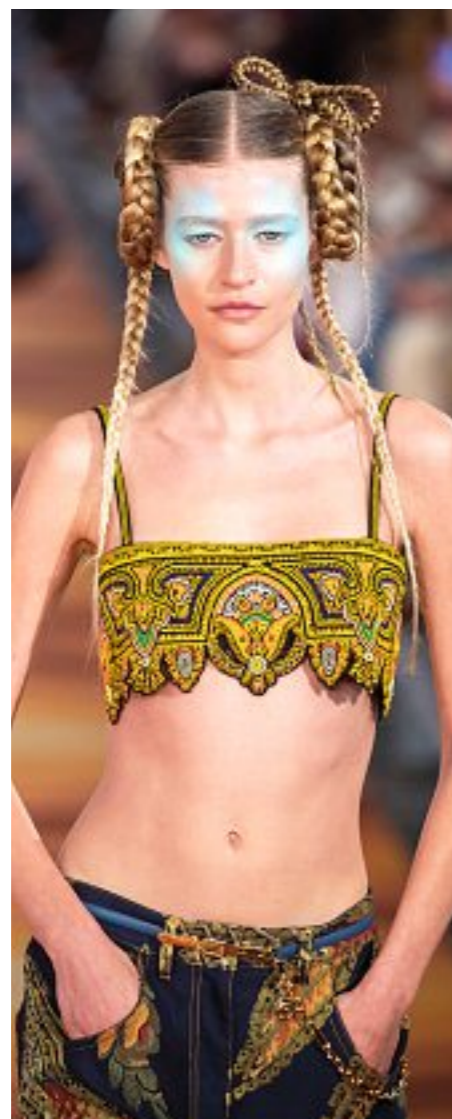
Tom Dixon **667.000**
Norman Foster **661.000**
Patricia Urquiola **405.000**
Vincent Van Duysen **393.000**
Karim Rashid **353.000**
Philippe Starck **302.000**
Jaime Hayon **202.000**
Ronan & Erwan Bouroullec **158.000**
Piero Lissoni **134.000**
Marcel Wanders **133.000**
Jasper Morrison **122.000**
Nendo (Oki Sato) **115.000**
Ludovica + Roberto Palomba **108.000**
Lee Broom **84.200**
Inga Sempé **83.300**
Fabio Novembre **77.500**
Barber Osgerby **72.000**
Sebastian Herkner **71.300**
Gaetano Pesce **57.600**
Hella Jongerius **57.200**
Luca Nichetto **56.700**
Michele De Lucchi **55.200**
Benjamin Hubert **43.000**
Javier Mariscal **40.700**
Stefan Diez **40.500**
Tokujin Yoshioka **39.700**
Marc Newson **37.700**
Eugeni Quitllet **25.400**
Naoto Fukasawa **21.200**
Konstantin Grcic **16.100**
Jean-Marie Massaud **9110**
Jerszy Seymour **1289**



► Die Couture lebt. Selten war das so schön zu erkennen wie in unserer Modestrecke aus dem Septemberheft. Stylist Markus Ebner und Fotografin Julia von der Heide haben die besten

Looks von Dior, Chanel, Armani und anderen inszeniert. Auch dieses Kleid von Charles de Villemorin (Model: Metta Irebe) ist im Storytelling zu sehen. Einfach den QR-Code scannen!





MODE

Etro zieht sich ganz neu an

► Um den Mann mit dem wohlklingenden Namen zu erleben, muss man in den Osten fahren. Erst den Corso XXII Marzo entlang, dann weiter über den Viale Corsica. Als man fast schon am Flughafen Linate ist, geht es rechts die Via Mecenate runter, in ein Industriegebiet, und noch einmal links in die Via Fantoli. Direkt neben einer Spedition warten an diesem Nachmittag Ende September Journalisten, Einkäufer und Influencer. Hier, ganz im Osten von Mailand, wird heute die erste Etro-Schau zu sehen sein, nachdem das Familienunternehmen an Privatinvestoren verkauft worden ist. Und es ist der erste Auftritt des neuen Kreativdirektors Marco de Vincenzo.

Der drahtige Sizilianer steht vor der Schau in einem Pulk von Journalisten. Ist er aufgeregt vor seiner Premiere? „Nein“, sagt er lächelnd, und sofort sprudelt es aus ihm heraus. „Ich hatte nicht viel Zeit für diese Kollektion, aber ich versuchte, mir vorzustellen, was die Marke für mich ausmacht.“

Da muss man sich viel vorstellen. Denn Etro hat sich in einem halben Jahrhundert ein großes Musterinventar aufgebaut. Es begann im revolutionären Jahr 1968, als Gerolamo („Gimmo“) Etro die Firma gründete. Zunächst produzierte er Stoffe für Marken wie Walter Albini, Oscar de la Renta, Ungaro und Yves Saint Laurent. Dann machte er aus seinem Namen selbst eine Modemarke und spezialisierte sich auf das Paisleymuster, das zugleich traditionell ist und vielseitig einsetzbar, zugleich dekorativ und unisex, zugleich rockig und hippiesk. Auch Gimmos vier Kinder Kean, Ippolito, Jacopo und Veronica wuchsen in die Firma hinein. Kean Etro, der auch Philosoph hätte werden können, so sehr durchdenkt er die Mode, war mehr als drei Jahrzehnte lang der Herren-Designer. Und Veronica Etro, die an Central Saint Martins in London studierte, entwarf zwei Jahrzehnte lang Damenmode. Bis in diesem Jahr. Als Letzter trat bei den Herrenschaufen im Juni in Mailand Kean Etro von der großen Bühne ab. Am Ende flossen nicht nur bei der Familie Tränen. Backstage rief Kean Etro aus: „Utopien sind notwendig für den Fortschritt!“

Die Utopien werden in Zukunft genauer berechnet werden. Denn nur wenige Jahre nach dem 50. Jubiläum des Familienunternehmens haben die Etros den Betrieb an die Private-Equity-Firma L Catterton verkauft, die

wiederum zum Luxuskonzern LVMH gehört. Wie schon Versace und Missoni, so ist nun auch diese Marke einer Gruppe angeschlossen, genauer: einer französischen Gruppe, so wie auch Gucci, Loro Piana, Pucci, Brioni und weitere italienische Namen. Vorstandsvorsitzender bei Etro ist seit einem Jahr Fabrizio Cardinali, der unter anderem für Dolce & Gabbana gearbeitet hatte.

Im Jahr der Übernahme, 2021, stieg der Umsatz der Marke nach Cardinalis Worten um 25 Prozent. Und im ersten Halbjahr dieses Jahres gingen die Umsätze immerhin um 18 Prozent nach oben. „Wir wollen die Geschwindigkeit des Wachstums erhöhen“, sagt Cardinali im Gespräch mit der F.A.Z. „Im ersten Halbjahr wurden wir nur durch die Schwierigkeiten in Russland und China etwas gebremst.“ Jedenfalls sei in Amerika, im Mittleren Osten und in Europa ein erfreulicher Zuwachs zu beobachten.

Mit seinem neuen Chefdesigner, der weiter als Accessoire-Designer für die zu LVMH gehörende Marke Fendi arbeitet, versteht sich Cardinali gut: „Vom ersten Augenblick an war mir klar, dass er der Richtige ist. Alles muss jetzt durch seine Vision gehen: Männer, Frauen, Accessoires.“ Viel Macht für den Designer eines Unternehmens, das immerhin mehrere hundert Millionen Euro pro Jahr erwirtschaftet. Aber ganz freischwebend ist der Modemacher natürlich nicht mit seiner angewandten Kunst: „Jede Woche sprechen wir miteinander“, sagt Cardinali.

Die außergewöhnlichen Stoffe, das berühmte Paisleymuster – de Vincenzo spricht von einem „starken

Neu dabei: Designer Marco de Vincenzo arbeitet für Etro – und weiterhin für Fendi und seine Marke unter eigenem Namen.



Alles anders: Die erste Kollektion von Marco de Vincenzo für Etro sieht frisch aus.

Fotos Helmut Fricke

Erbe“, das er übernehme. Dass der Sizilianer selbst ein starker Charakter ist, beweist er gleich mit seiner ersten wichtigen Entscheidung: Es gibt bei seiner Schau kein einziges Paisleymuster zu sehen. „Aber ich habe Muster genommen, die an Paisley erinnern“, sagt er mit leichtem Triumph in der Stimme. So sind Blumen, Vögel und exotische Früchte zu sehen, aber nicht, wie man von Etro erwartet hätte, auf schweren Brokatstoffen, sondern auf Denim. „den wir aber wie Brokat behandeln“, sagt de Vincenzo, weil es für ihn eine zeitgemäße Fortsetzung des Etro-Charakters sei. „Das ist der Anfang der Kollektion“, sagt er und zeigt wie ein Lehrer auf die Tafel mit den Fotos von den Models, die gleich über den Laufsteg laufen werden: „Wenn man so will, ist hier am Anfang Etro, in der Mitte komme ich und dann wieder Etro.“

Die Mitte erinnert vor allem an seine eigene Marke, die er unter eigenem Namen führt. De Vincenzo, der mit 21 Jahren die rechte Hand von Silvia Fendi wurde und 2009 seine eigene Kollektion bei den Haute-Couture-Schauen in Paris präsentierte, liebt das Spiel mit den Farben. Dazu gehören in seiner Kollektion für Frühling und Sommer 2023 Minikleider in Pink und Gelb, Baumwollshirts mit Degradé-Streifen und handgefärbte, polychrome Kaschmirkleider. „Diese Kollektion hat zwei Seelen“, sagt der selbstbewusste Designer und lacht. Und man spürt, dass er auf beide stolz ist, als wollte er nicht daran denken, dass es auch Kritiker geben könnte, die finden, dass die Kollektion in zwei Teile zerfällt.

Ein weiteres großes Thema für ihn ist Upcycling. Dafür stieg der Vierundvierzigjährige in die Mailänder Stoffarchive von Etro und fand dort nicht genutzte Stoffe aus den letzten Home-Kollektionen, die er zu Taschen verarbeiten ließ. Die Modelle der Kollektion Love Trotter sind mit recycelten Kunststoffgriffen und Lederbesätzen gefertigt und mit dem Etro-Logo bestickt, einem geflügelten Pferd. Und noch einen Coup kündigt er an, bevor er das Interview beenden muss, weil die Show gleich anfängt: Die Taschenkollektion wird schon am gleichen Tag nach dem Prinzip „see now, buy now“ online zu kaufen sein. Nicht nur mit neuen Farben, auch mit neuen Verkaufsstrategien kann man frischen Wind in alte Muster bringen. (ipp./kai.)



Caruzzo, jetzt erhalten Sie den Hocker gratis

Entscheiden Sie sich für den Stil und den Komfort von Caruzzo und erhalten Sie den passenden Hocker als Geschenk dazu. Entdecken Sie **Caruzzo** bei Ihrem Leolux-Partner in Ihrer Nähe oder besuchen Sie das **Leolux-Designcenter** in 47800 Krefeld, Elbestraße 39, **Leolux Boutique** in 10623 Berlin, Kantstraße 17. Mehr Infos www.leolux.de


Leolux

AACHEN-EILAND Krüttgen - ALTENRIET Fenchel Wohnfaszination - ARNSBERG-NEHEIM Wiethoff - ASCHAFFENBURG Walter Diehm - BEDBURG-HAU Wohnaugenblick Meyer - BENSHEIM-AUERBACH Möbelhaus Albiez - BERGISCH GLADBACH Patt Einrichtungen - BERLIN Leolux Boutique Berlin by Kuhlmeier - BERLIN L.O.M. Interior - BERLIN Wohndesign - BERLIN Lakeside Interiors - BERLIN Kuslan Einrichtungshaus - BERNAU Wohnorama Möbel Koch - BLANKENHAIN by Land Möbelstudio - BONN HSR Hesse - BONN Loft Design Möbel - BRAUNSCHWEIG Möbel Homann - DATTEN Möbel Meyer - DETMOLD ergonomie - DORSTEN-WULFEN Wohn Centrum Wulfen - DÜSSELDORF Felix Thonet Shop - ERLANGEN Stocker Einrichtungen - ESSEN Becker Einrichtungen - ESSLINGEN Proffil Einrichtungen - ESSLINGEN Poterweit Engelhardt - ETTLINGEN Haug Wohn-Design - FRIEDBERG Segmüller - GEORGMARIENHÖFTE Dransmann Wohnidien - GÖTTINGEN Einrichtungshaus Günther - GÖTTINGEN Möbel Jäger - GROSS GERAU Möbel Heldenreich - GROSS KREUTZ MO-Möbel - HALTERN AM SEE Döbber Möbel - HAMBURG Marks Einrichtungen - HANAU Möbel Eckert - HANNOVER GARBSEN Möbel Hesse - HEIDE Raumkonzepte Zachen - HEILBRONN Fromm - HEMMINGEN WESTERFELD Möbel Böhm - HERXHEIM Einrichtungshaus Weber - HIDDENHAUSEN Ottensmeyer Wohnesign - HOLZGERLINGEN Möbel Lauxmann - IHRINGEN/Bross Einrichtungen und Küchen - ILLINGEN Möbelhaus Dörrenböcher - ILSFELD Jäger Einrichtungen - KAARST HÜGEN Raum und Design - KASSEL Wohnfabrik - KEHL-GOLDSCHUELER Kruss - KLEVE Einrichtungshaus Rexing - KÖLN Pfannes & Vornich - KORNWESTHEIM Die Einrichtung Kleemann - KREFELD Stefan Küstermann - KREFELD Franz Knuffmann - KREFELD Hafels - KREFELD Feldmann - KRONACH Wohnstudio Vivere - KUNZELSAU-GAISBACH Schmezer - LANGENFELD W & A Wohnen - LANGENWEISSBACH Tischlerei Jens Tuffner - LANGERWEHE Möbel Herten - LAUCHRINGEN Möbel Dick - LEINFELDEN-ECHTERDINGEN Wohndekor Karl Müller - LEIPZIG Möbel Weber - LÜBECK Inform Einrichtungen - MAINZ Holz - MANNHEIM Segmüller - MANNHEIM Westfalla Möbel Peock - MAULBURG Einrichten Schwelgert - MOERS-KAPELLEN Dritte Wohnform - MÖNCHENGLADBACH Tellmann Einrichten - MONTABAU A-M-S Möbel - MÜLHEIM AN DER RUHR Partnerheimer - MÜNSTER Sitzart - NEUMARKT Die Einrichtung Pröbster - NEUWIED Möbel May - NORDHORN Möbel Bulkamp - NÖRDBERG Polsterhaus Schlosser - OLDENBURG Möbel Weirauch - OLF-LEITRINGHAUSEN Möbelhaus H. Zeppenfeld - PARSDORF Segmüller - PFORZHEIM Dieter Horn - PULHEIM Segmüller - RAVENSBURG Maurer Wohnen - ROSTOCK Möbel Harrmann - SCHWABMÜNCHEN Bruckner - SCHWENFURTH Wohnkultur Müller - SCHWELM Hils Einrichtungshäuser - SINDELINGEN Möbelhaus Hornhühweg - SOLINGEN Möbel Demby - STADTLCHW Möbel Steinbach - SYKE Wagner Wohnen - ULM Prinz Wohnen - VORDE Wohnwelt Fahrenbruck - WALDKIRCH Emil Woerner - WEIDENBERG Polstermöbel Gebhart - WEITERSTADT Segmüller - WETZLAR Möbel Schmidt Natürlich Wohnen - WIESLOCH Weckesser Wohnen - WUPPERTAL Audio 2000



1



2



3



4

FOTOGRAFIE

Blick in die Wildnis

► Man glaubt fast, das Summen zu hören, ganz ohne Tinnitus, so nah dran ist Karine Aigner an den Kaktusbienen, die sich auf heißem Sandboden um die Paarung mit dem einzigen Weibchen balgen (4). Mit einem Makroobjektiv fing die Amerikanerin, die lange als Bildredakteurin für „National Geographic“ arbeitete und seit 2011 als freie Fotografin tätig ist, die bewegte Szene in Texas ein – und gewann damit den Wettbewerb „Wildlife Photographer of the Year“, der vom Natural History Museum London veranstaltet wird.

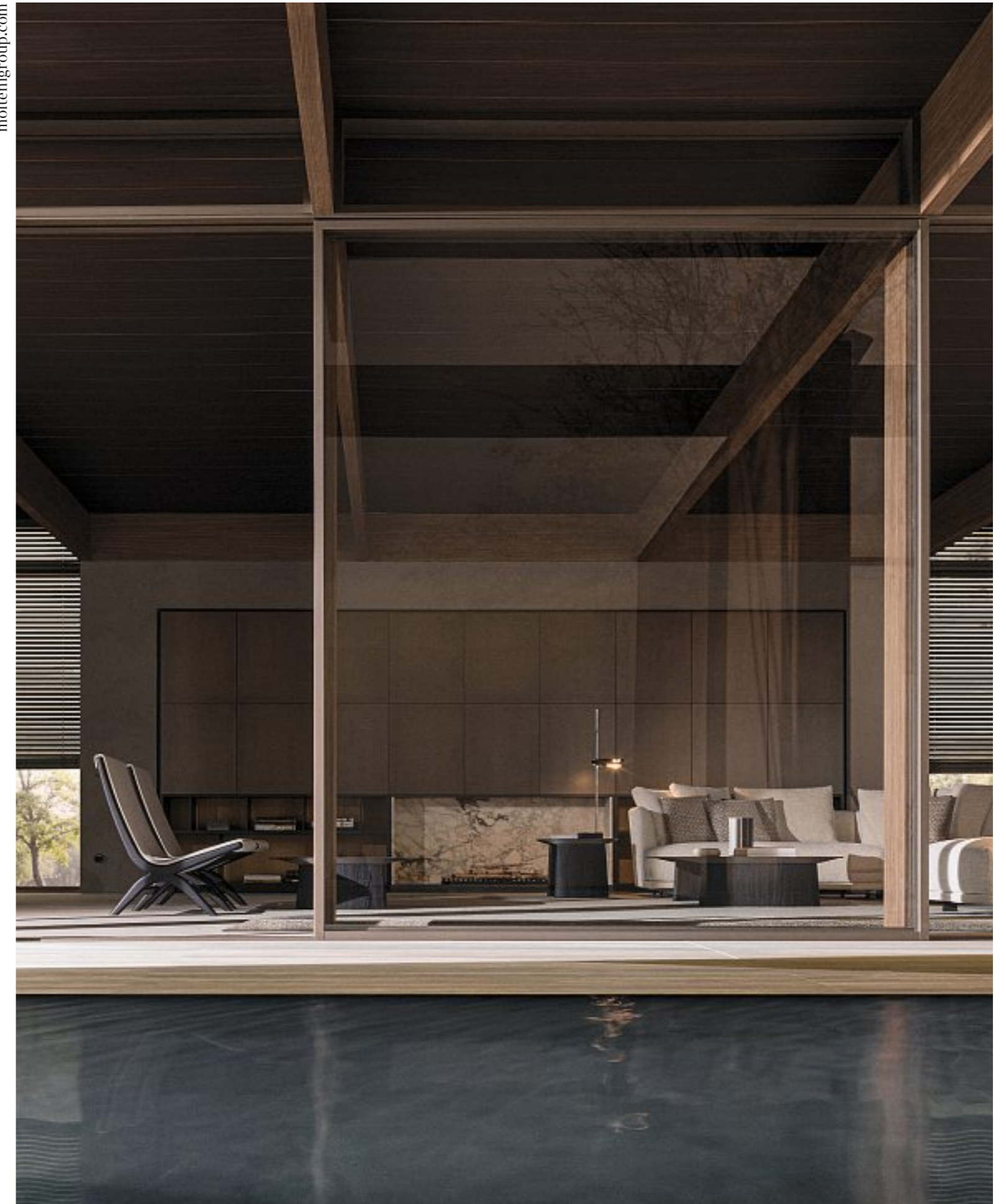
„Die Bewegung und die Intensität werden auf Bienen-Perspektive vergrößert gezeigt und machen aus kleinen Kaktusbienen große Widersacher um das einzige Weibchen“, sagte Rosamund Kidman Cox, die Vorsitzende der Jury, zu ihrer Wahl. Der Preis für den „Young Wildlife Photographer of the Year“ ging an den Thailänder Katanyou Wuttichaitanakorn für seine Nahaufnahme des geöffneten Mauls eines Brydewals im Golf von Thailand (1). Ebenfalls ausgezeichnet wurden der einsame Bär in Ecuador von Daniel Mideros (2), die himmlischen Flamingos in Bolivien von Junji Takasago (3) und der Tod des Berggorillas Ndakasi in Kongo von Brent Stirton (5). Eine Auswahl der besten Aufnahmen des Wettbewerbs ist in einer Ausstellung im Natural History Museum zu sehen. (mle.)



5

Foto: Karine Aigner, Katanyou Wuttichaitanakorn, Daniel Mideros, Junji Takasago, Brent Stirton

moltenigroup.com



Molteni & C

MOLTENI&C | DADA DÜSSELDORF FLAGSHIP STORE - BENRATHER STRASSE 31, 40213 DÜSSELDORF - BY PATRICK TREUTLEIN
DÜSSELDORF.MOLTENIGROUP.COM - MOLTENI@HOME - VIRTUELLE DESIGNBERATUNG UNTER MOLTENI.IT

► Im Frühjahr schrieb unsere Autorin hier über die herablassende Verwendung des Begriffs „Dame“, die vor allem im Netz zu beobachten sei. Darauf entgegneten einige Leser, dass es dem männlichen Pendant ebenso ergehe. Grund genug, sich nun auch dem „Herrn“ zu widmen.

Einer der Leserkommentare klang besonders zweifelnd: „Werte Frau Pfannkuch, da findet etwas in Ihrem Kopf statt, was Sie als allgemeingültig nach außen projizieren. Andere sehen das nicht so.“ Die Sprachwissenschaft hat für das, was andere vermeintlich nicht so sehen, eine eigene Bezeichnung: Pejorisation, also die abwertende Verwendung eines Begriffs, zum Beispiel der Dame. Um sie ging es an dieser Stelle vor einigen Monaten – und in einem spannend zu beobachtenden Reflex ging es in den Kommentaren unter der Onlineversion dieses Beitrags sehr schnell nicht mehr um sie, sondern um den Herrn, „im Sinne der Geschlechtergerechtigkeit“. Ein anderer Kommentator betonte: „Der Herr traut sich was!“ ist aber auch nicht besser!“

Die Leser haben recht: Auch der Begriff „Herr“ erlebt vor allem in Online-Debatten eine Abwertung. Dass er im vorangehenden Text dennoch nicht zur Sprache kam, hatte einen simplen Grund: Es ging nicht um ihn. Der Vortritt wurde den Damen gelassen. Dass dieses vermeintliche Versäumnis ausführlich und teils genüsslich kommentiert wurde, lässt unweigerlich an Asfa-Wossen Asserate denken. Jeder Herr sei ein Mann, aber nicht jeder Mann sei ein Herr, heißt es in seinem Bestseller „Männer“ von 2003. Und bevor nun wieder reflexartig ein Kommentar à la „Also DAS gilt ja wohl auch für die Damen!“ in die dafür vorgesehene Spalte getippt wird: Ja, das tut es selbstverständlich – aber diesmal soll es ja endlich um den Herrn gehen.

Laut Duden ist ein Herr „ein gebildeter, kultivierter, gepflegter Mann“. Auch die weniger respektvolle Verwendung wird genannt: „spöttisch in der Unterhaltung über eine nicht anwesende Person“. Besonders oft wird der Herr in solchen Fällen mit einem Adjektiv versehen. Ein Bericht über Robert Habeck wirft in der Kommentarspalte die Frage auf, ob „der feine Herr auch mal irgendwann“ nachdenke. Sein Kollege aus dem Finanzministerium ist meist „der feine Herr Lindner“, aber auch „der feine Herr Söder“ ist zu finden. Bei Gerhard Schröder wird auf den Namen verzichtet, wenn gefragt wird, „warum der feine Herr nicht aus der Partei ausgeschlossen wird?“

Die Suche nach solchen Beispielen gestaltete sich langwieriger als die nach den damenhaften Pendants. „Natürlich werden auch Männer hart angegangen, aber tatsächlich scheint ‚Herr‘ weniger belastet zu sein“, heißt



SPRACHE

Auch der „feine Herr“ traut sich was!

es in den Kommentaren. Ein weiterer Kommentator schloss sich dieser Meinung an: „Es ist einzuräumen, dass Männer als solche oft etwas subtiler angegangen werden.“ Er verstehe dennoch nicht, warum man aus der Dame einen Skandal mache. Ein interessanter Zusatz, war es doch weder Motivation noch Ziel, mit dieser Alltagsbeobachtung über den Umgang mit Sprache etwas zu skandalisieren. Ein näherer Blick auf die Momente und Tonlagen, in denen von „der Dame“ und eben auch „dem Herrn“ die Rede ist, sollte nur ins Bewusstsein rufen, wie vielseitig ein Begriff zum Einsatz kommen kann. Dass die Leserschaft skandalisierende Geschichten geradezu erwartet und kaum glauben kann, dass es eben nicht nur um Empörung, sondern auch schlicht um Neugier gehen kann, gibt Anstoß zur medialen Selbstkritik. Deshalb – und das ist höflich gemeint: Danke, der Herr!

Höflichkeit und fast liebevolle Bewunderung sprechen auch aus dem Beinamen „der feine Herr“, mit dem der 2020 verstorbene Torhüter Hans Tilkowski oft

Ein feiner Herr? Auch für den Bundeskanzler wäre das eine abwertende Bezeichnung, selbst wenn er sich gut kleidet.

bedacht worden sein soll. Mehr Raum für das subtile Spiel mit den Tonlagen bietet eine Titelzeile wie „Der feine Herr Laschet“, 2021 gewählt von der „Süddeutschen Zeitung“ für ein Porträt über Joe Laschet, den Influencer mit Vorliebe für klassische Anzüge und Sohn des ehemaligen Kanzlerkandidaten. Stilistisch gibt es für den Herrn im Sinne eines gebildeten, kultivierten, gepflegten Manns übrigens einiges zu beachten: Er trage weder Portemonnaie noch Tüte, heißt es bei Asfa-Wossen Asserate. Und: „Erkennbare Markenartikel kommen ohnehin nicht an seinen Leib. Monogramme und Wappen anderer zu tragen, gehörte zur Livree der Lakaien.“

Noch mehr als bei der Dame schwingt beim Herrn immer eine leise Hierarchie mit, stammt das Wort doch von einem Komparativ: Laut Duden sind das mittelhochdeutsche „hër(re)“ und das althochdeutsche „herro“ vermutlich Lehnübersetzungen des mittellateinischen „senior“, eigentlich der Steigerung von „senex“ (alt). Ein Herr ist erhaben, er kann über andere herrschen. Sprichwörtlich tritt er aber auch recht inklusiv auf: Dass Lehrjahre keine Herrenjahre sind, gilt für alle Geschlechter. Auch Frauen können ihr eigener Herr sein, Herr der Lage sein oder werden. Der Herr des Hauses ist dann aber wieder männlich, genau wie der als alter Herr bezeichnete Vater und der im Beruf stehende Corpsbruder. Ein Hund hört bestenfalls auf sein Herrchen, und in der alltäglichen Anrede ist der Herr sowieso präsent – zumindest, solange überzeugte Gendersprache-Verfechter ihn nicht weglassen.

Das wäre bedauerlich, denn ähnlich wie die Dame hat der Herr auch eine positive Konnotation: „Das ist noch ein richtiger Herr!“ Also ein vor allem älterer Mann, der mit exzellenten Manieren, geistreichem Witz und elegantem Aussehen auffällt. Diese Spezies ist immer seltener anzutreffen. „Die jüngere Generation im Allgemeinen weiß vielleicht auch gar nicht, welch nettes Verhalten ein Herr einer Dame gegenüber zeigt“, kommentierte eine Leserin treffend unter dem Beitrag zur Dame. Höflichkeit und Eleganz führen hierzulande leider oft zu Skepsis. Motive werden unterstellt, eine blasierte oder überholte Haltung wird attestiert, womöglich gar ignorant über die schönsten Formen des zivilisierten Umgangs miteinander gelacht. Da unterlassen Herren – und Damen – vielleicht lieber einfach das „nette Verhalten“. Und das ist schade. Denn die Freude über einen tatsächlich feinen Herrn, über eine wahrhaftige Dame, ist doch viel erfüllender als die Häme, mit der diese Begriffe so oft in Kommentarspalten getippt werden. *Katharina Pfannkuch*

KUNST

Wenn Designer die Leiter hochfallen

► Sie hängen von der Decke, die Namen derer, die den so früh verstorbenen Modedesigner Virgil Abloh in seinem kurzen Leben beeinflusst und inspiriert haben: die Rapper Soulja Boy und Lauryn Hill, die Sängerin Ella Fitzgerald, der Trompeter Miles Davis, der Nigerianer Fela Kuti, der als Musiker den Afrobeat begründet hat, dazu unter vielen anderen auch der Basketballspieler Michael Jordan und die Schriftstellerin Akua Njeri. Ihnen allen ist eines gemeinsam: Sie sind schwarz, so wie der im vergangenen November in Chicago gestorbene Abloh. Er hatte als erster Afroamerikaner bei einem französischen Luxusmodehaus, bei Louis Vuitton, die künstlerische Leitung übernommen, für die Männermode. Kurz vor seinem Tod entstand die knallorangefarbene Strickleiter, deren einzelne Trittbretter die Namen der Persönlichkeiten zieren. Der Titel der Arbeit: World Leaders – also „Führer der Welt“, vor allem Ablohs Welt.

Das Werk ist Teil einer Ausstellung der Pariser Galerie Kreo, die sich „step by step“ nennt. Eine ganze Reihe berühmter Designer hat sich an Leitern versucht. Etliche Entwürfe wie etwa Marc Newsoms Carbon Ladder sind dabei schon zu Klassikern der Moderne geworden. Die superleichte und doch sehr stabile Leiter aus kohlenstofffaserverstärktem Kunststoff hatte der Australier 2008 entworfen, auch Karl Lagerfeld besaß einen der schwarzen Wandlehner. Das schwedische Designerinnen-Duo Front (Anna Lindgren und Sofia Lagerkvist) erinnert sich mit einer Tree Ladder an die Kindheit, als die beiden noch auf Bäume geklettert sind. Wie zufällig haben sie Zweige zu einer kunstvollen Kletterhilfe zusammengefügt. Der Franzose Pierre Charpin lässt uns ebenfalls eine ganz schlichte Holzleiter nach oben klettern. Seine Lassu Ladder hat er mit einem Spiegel bekrönt, wer sich betrachten will, muss erst einmal nach Höherem streben.

Die Bibliotheksleiter London Calling vom deutschen Designer Konstantin Grcic entstand auch schon im Jahr 2014. Er hat sich inspirieren lassen von den alten roten Doppeldecker-Linienbussen Routemaster, die Anfang der Neunzigerjahre, als

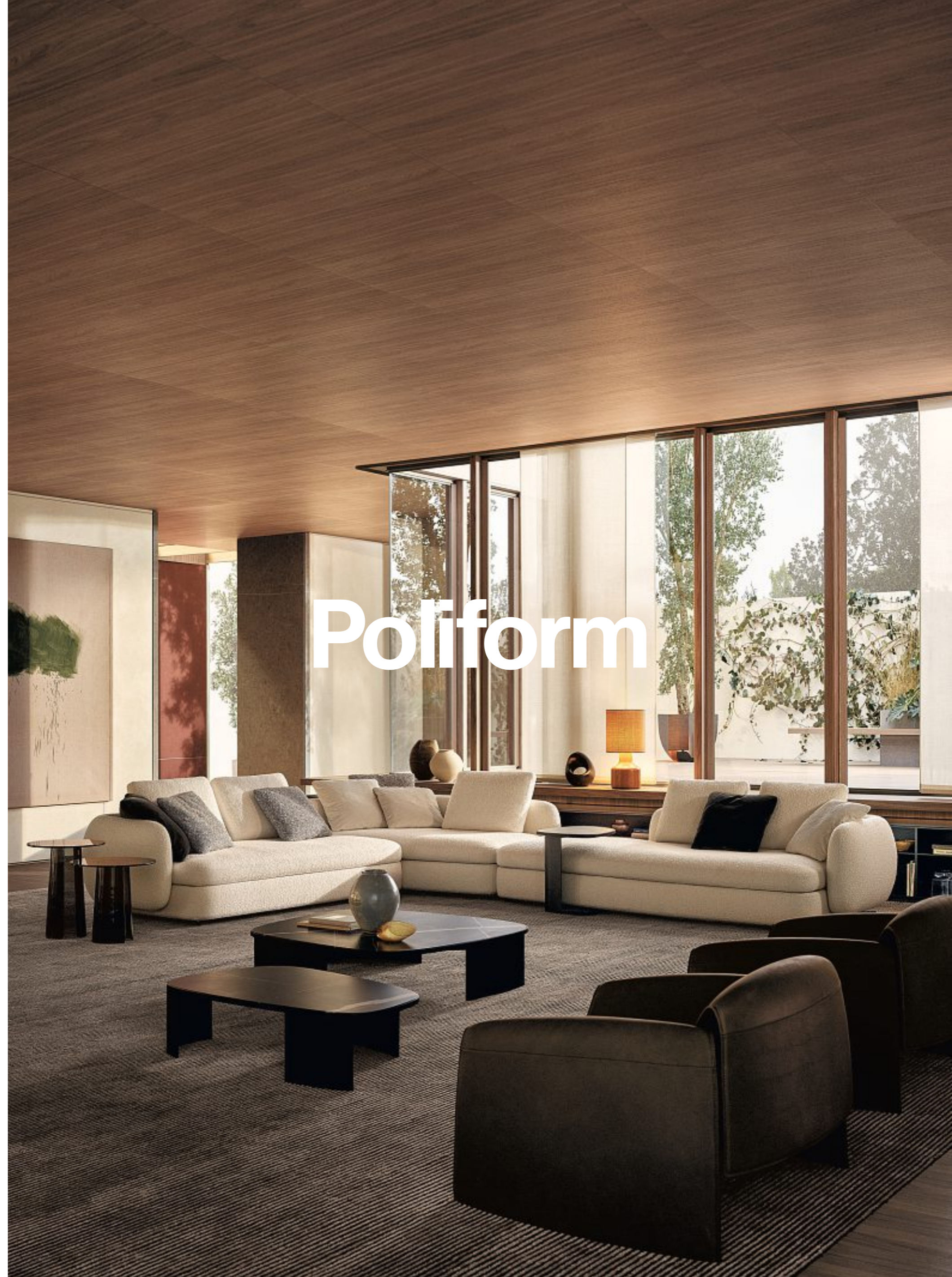
Grcic nach seiner Tischlerlehre am Royal College of Art in London Design studierte, noch durch die Metropole führen. Markant vor allem waren für ihn die spiralförmig nach oben führenden engen Treppen, die der gebürtige Münchner oft hochstieg, um in der ersten Sitzreihe London erkunden zu können. Die Treppe hat er für seine Leiter in massivem Eichenholz nachempfunden.

Erst in diesem Jahr gestaltete die niederländische Textilkünstlerin Hella Jongerius ihre Hängeleiter Twisted Steps, die sie unter anderem aus Wolle-, Leinen-, Papier- und Nylonfäden zusammengeknotet hat. Auch diese Arbeit entstand für die Galerie Kreo. Die meist limitierten Werke der mehr als 20 Künstler und Designer sind noch bis zum 5. November in Paris zu sehen. *Peter-Philipp Schmitt*



Das kann Leiter werden: Die Galerie Kreo in Paris zeigt Werke von Jerszy Seymour (von links), Barber Osgerby, Anonimos, Jaime Hayon, Virgil Abloh, Jasper Morrison und Marc Newson.

PHOTO: EPA, ALEXANDRE DE COSSERIE



Poliform



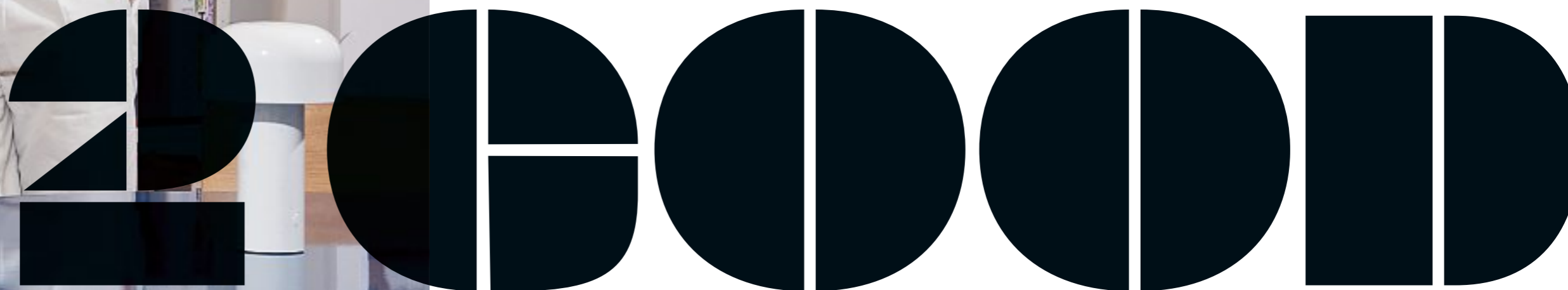
Seit Studienzeiten unzertrennlich: Jay Osgerby (links) und Edward Barber in ihrem Studio in Shoreditch im Londoner East End



Strahler in Paris: Die Galerie Kreo hat gerade mit „Signals“ die erste Solo-Ausstellung von Barber Osgerby mit Leuchten aus handgeformtem Aluminium und in Murano mundgeblasenen Glattrichtern als Lampenschirme gezeigt.

Vor allem mit einem Entwurf wurde das Designerduo Edward Barber und Jay Osgerby bekannt: der Fackel für die Olympischen Spiele 2012 in London. Ihre besondere Leidenschaft aber gilt nachhaltigen Wertstoffen.

Von Peter-Philipp Schmitt
Fotos Daniel Stier



Los geht's für die beiden montagsmorgens mit zwei Espressi und Musik an einem großen Tisch im ersten Stock ihres Studios in Shoreditch im Londoner East End. Erst reden sie, dann zeichnen sie. Und das meist still vor sich hin. „Wer uns nicht kennt, fühlt sich ausgeschlossen“, sagt Jay Osgerby. Oft vergehen Stunden, bis eine Idee – zum Beispiel für einen neuen Stuhl – geboren wird. Dann wird weiter gefeilt und wohl auch gefeilscht. „Am Freitagnachmittag ist der erste Prototyp aber fertig“, sagt Edward Barber. Meint er das ernst? „Wir sind schnell“, antwortet Jay Osgerby. „Ein System bei unserer Arbeit aber gibt es nicht.“ Soll heißen? „Jedes Projekt ist unterschiedlich“, sagt Edward Barber. „Und jedes Projekt gehen wir unterschiedlich an.“ Nur eines ist immer gleich: Die beiden zeichnen, und das fast unentwegt. Das meiste von Jay Osgerby landet, wie er erzählt, im Müll. Ed hingegen fülle ganze Skizzenbücher. Und er hebt sie offenbar auch auf. „Für die Nachwelt“, vermutet Jay Osgerby und lacht. „Vielleicht sollte ich das besser auch machen.“ Computer mögen sie beide nicht. Zumindest nicht am Anfang ihres

jeweiligen Schaffensprozesses. „Wenn man zeichnet, ist viel mehr Gefühl mit dabei“, sagt Edward Barber.

Einmal zumindest mussten Barber Osgerby, wie sich das Londoner Designerduo schon seit Studienzeiten nennt, in nur einer Woche liefern. Es war ihre größte Herausforderung, die sie zugleich auf der ganzen Welt bekannt machte. Sie hatten die Ehre, die olympische Fackel für die Spiele in London im Jahr 2012 zu entwerfen. Davon hatte Jay Osgerby schon seit den Anfängen seines Studiums geträumt, wie er erzählt. Damals gab es für ihn nur einen weltberühmten Designer, den Franzosen Philippe Starck. Und der war auch der Erste, der 1992 eine olympische Fackel gestalten durfte – für die Winterspiele im französischen Albertville. „Ich studierte zu der Zeit sogar in Paris und dachte nur, wie toll es wäre, auch einmal so eine Chance zu bekommen.“ Die Gelegenheit ergab sich für Barber Osgerby 13 Jahre später. „Ich saß mit Ed in einem Taxi, als wir im Radio hörten, dass London den Zuschlag für die Spiele bekommen hatte“, erzählt Osgerby. „Und ich sagte zu Ed: Wir müssen die Fackel machen!“

// „Unser Design soll kein Verfallsdatum haben“, sagt Edward Barber. „Wir glauben an Qualität, ein Produkt von uns muss mindestens 50 Jahre halten.“ //

Fünf Jahre dauerte es, bis das Organisationskomitee den Wettbewerb endlich ausschrieb. Hunderte Designer bewarben sich, nach einem langen Auswahlverfahren blieben fünf übrig. Sie wurden der Reihe nach eingeladen und erfuhren erst dann, welche Anforderungen zu erfüllen waren. Es mussten nicht nur 8000 Fackeln für die Olympischen Spiele produziert werden, da jeder Fackelträger seine behalten durfte. Die Flammen mussten auch Regen, Schnee und Hagel sowie orkanartigen Windböen von bis zu 112 Kilometern pro Stunde widerstehen. Sie mussten bei Minustemperaturen entzündbar sein, dabei zugleich aber auch leicht genug, damit Kinder und sogar ein Hundtjähriger sie über einige Zeit tragen konnten. Dazu sollte die Fackel natürlich voller Symbole stecken, die auf das besondere Ereignis verweisen. „Wir dachten, wir haben ein paar Wochen Zeit dafür“, sagt Osgerby. „Doch auf unsere Frage, wann wir unseren Entwurf vorlegen sollten, hieß es nur kurz und knapp: Freitag!“

Heraus kam eine dreieckige Fackel, weil die Spiele nach 1908 und 1948 zum dritten Mal in London stattfanden, und weil das Motto der Neuzeit aus drei Worten besteht: „citus, altius, fortius“ – schneller, höher, stärker. Dazu kommen die drei Werte, die den Teilnehmern über alles gehen sollen: Freundschaft, Respekt, Höchstleistung. In die aus goldfarbenem Aluminium geformte und mit einem Gasgemisch betriebene Fackel haben Barber Osgerby zudem genau 8000 Löcher für die 8000 Fackelträger ins Metall bohren lassen, die jeweils so gegeneinander verschoben angeordnet sind, dass sich beim Blick auf die Oberfläche ständig die fünf ineinander verschlungenen Olympia-Ringe zu wiederholen scheinen. Darüber hinaus ist sie exakt 800 Millimeter lang und nur 800 Gramm schwer. Der Entwurf überzeugte. Die Designer wurden nur ein Jahr später mit dem Ritterorden Ihrer Majestät ausgezeichnet und zu Offizieren des britischen Empires (OBE) ernannt.

Barber und Osgerby haben viel gemeinsam. Beide wurden 1969 geboren, beide kommen aus kleinen Städten in England: Edward Barber aus dem 40 Kilometer nordwestlich von Birmingham gelegenen Shrewsbury in den West Midlands, Jay Osgerby aus Witney in der Nähe von Oxford. Beide wuchsen zudem mit jeweils zwei Brüdern auf. Kennengelernt haben sie sich Anfang der Neunzigerjahre ganz zufällig am ersten Tag ihres Architekturstudiums am Royal College of Art in London. „Wir saßen nebeneinander“, erzählt Barber. „Und wurden beste Freunde“, ergänzt Osgerby.

„WIR WURDEN BESTE FREUNDE“

Noch während des Studiums begannen sie, erste Projekte gemeinsam zu verwirklichen. Osgerby arbeitete damals als Kellner, als er einen ersten Auftrag an Land zog. „Ein paar Gäste fragten mich, was ich mache. Und ich sagte, ich studiere Architektur und Inneneinrichtung am College hier die Straße rauf. Da boten sie mir an, für sie etwas zu gestalten.“ Osgerby und Barber machten sich unverzüglich an die Arbeit, die beiden zogen sogar zusammen, um mehr Zeit neben dem Studium miteinander verbringen zu können. „Wir lernten damals viel, nicht nur den Umgang mit Kunden, sondern auch miteinander“, sagt Osgerby.

Wenig später entwarfen sie ihr erstes Produkt, das wirklich auf den Markt kam. Der Tisch, ein Auftrag für ein Restaurant in South Kensington, ist auch die Geburtsstunde des Design-Studios Barber Osgerby. Loop ist ein flacher, oval geformter Beistelltisch aus gebogenem Sperrholz. Für ihr Werk fanden sie einen namhaften Produzenten, Isokon, der allerdings 33 Jahre nicht mehr in Erscheinung getreten war – seit 1963 der Zeitungsständer Penguin Donkey 2 von Ernest Race herausgekommen war, ein Entwurf, der auf einer Arbeit des Österreicherers Egon Riss von 1939 basierte. Auch für das Unternehmen, das Jack Pritchard 1931 gegründet hatte und in dem 1934

Walter Gropius und Marcel Breuer nach ihrem Ausschluss aus dem Bauhaus ein kreatives Zuhause gefunden hatten, war es ein Neubeginn: als Isokon Plus.

Den Tisch Loop zeigten die beiden auch auf der Design Fair in London, wo Giulio Cappellini ihn sah. „Cappellini war damals eine der spannendsten Marken“, sagt Osgerby. „Uns ebnete die Zusammenarbeit den Weg nach Italien und zu vielen namhaften Herstellern.“ Für Cappellini entstand eine Loop-Kollektion mit Schreibtisch, Bank und Tagesbett. Auch für ihren Tisch und Stuhl Shell (Isokon Plus) war Sperrholz, dieses Mal mehr gefaltet als gebogen, noch das Material ihrer Wahl. Der Tisch Shell, 2000 entwickelt, war sogar für den Design-Oscar Compasso d'Oro 2004 nominiert. Ein Jahr später verhalf ihr Tisch Zero-In einer weiteren gerade gegründeten Marke zum Durchbruch: Established & Sons. Der Beisteller war ursprünglich ein sich nach unten verjüngendes Viereck aus Aluminium, darauf eine Glasplatte. Das an einen Sandkasten erinnernde Gestell wurde später dann aus Polyester geformt.

CAPPELLINI EBNETE DEN WEG

Seither haben die beiden immer wieder die unterschiedlichsten Kunststoffe für ihre Entwürfe gewählt. „Unser Design soll kein Verfallsdatum haben“, sagt Edward Barber. „Wir glauben an Qualität, ein Produkt von uns muss mindestens 50 Jahre halten.“ Das ist inzwischen auch mit Plastik möglich, was die beiden auch erst lernen mussten. „Plastik ist vielleicht nicht für jedes Produkt geeignet, und es ist natürlich für unseren Planeten sehr schlecht, wenn es nur einmal verwendet wird“, sagt Jay Osgerby. „Darum setzen wir auch auf Kunststoffe, die sowieso schon im Umlauf sind und wiederverwertet werden können.“

Für ihren gerade erschienenen Stuhl Alpina (Magis) etwa haben sie verschiedene Kunststoffe ausprobiert, bis sie auf ein biobasiertes Polypropylen gestoßen sind, das zu 98 Prozent aus organischen Speiseölabfällen besteht. „Es ist stabil, funktional und erfüllt alle geforderten Kriterien“, sagt Barber. Noch ist nur die Rückenlehne aus dem Wertstoff, das Gestell besteht aus massivem Eschenholz. „Aber wir arbeiten an einem Stuhl, der per Spritzguss komplett aus dem Polypropylen geformt werden kann.“

Ihren Tip Ton, 2011 für Vitra entstanden, haben sie 2020 überarbeitet. Nun wird der Zwei-Positionen-Stuhl, wie Barber ihn nennt, weil man mit ihm nach vorne kippen kann, aus Haushaltsmüll aus dem Gelben Sack hergestellt. Das aus Shampooflaschen und Joghurtbechern geschredderte Material ergibt einen Grauton, der bewusst nicht eingefärbt wird, um die „natürliche“ Farbe des Recyclingwerkstoffs zu betonen. Der Stuhl gehört zu den erfolgreichsten Arbeiten von Barber Osgerby. „Jeder kippelt doch gerne“, sagt Barber. Was auch gesund ist, weil es das Blut zirkulieren lässt, was wiederum die Konzentration fördert. Auch bei Schülern, für die Tip Ton ursprünglich entworfen wurde – für eine Schule im englischen Tipton.

Das Erfolgsduo ist gut im Geschäft. „Wir bekommen ständig Anfragen von Herstellern, die uns nur wegen unseres Namens haben wollen“, sagt Barber. „Dabei ist denen total egal, was wir machen.“ Das nervt sie sichtlich. Barber, Vater von zwei kleinen Kindern, und Osgerby, Vater von drei Teenagern, sind daran gewöhnt, mit Designgrößen wie Rolf Fehlbaum von Vitra oder Eugenio Perazza von Magis an innovativen Ideen zu tüfteln und dabei Grenzen des Machbaren zu überschreiten. Dass sich bei vielen ihrer langjährigen Kunden gerade ein Generationswechsel vollzieht, bei Vitra mit Fehlbaums Nichte Nora, bei Magis mit Perazzas Sohn Alberto und dessen Frau Barbara Minetto, ist für sie nicht immer einfach. „Dabei fühlen wir uns noch gar nicht so alt“, sagt Osgerby und lacht. Wie das ihren Schaffensprozess beeinflusst? „Nun ja“, sagt Barber. „Manchmal dauert es bis zum ersten Prototyp dann eben doch länger als bis Freitag.“



Aus ölfreiem Schaumstoff: Stuhl Plan des dänischen Herstellers Fredericia



Aus recyceltem PET: Stuhl On & On des amerikanischen Herstellers Emeco



Aus Haushaltsmüll: Stuhl Tip Ton RE der Schweizer Marke Vitra



Aus Speiseölabfällen: Stuhl Alpina des italienischen Herstellers Magis

Foto: Unternehmen (4)

COR

Die schönste Einladung zum Wohlfühlen.



Pate für den Stuhl von Jehs + Laub stand das orientalische Wort ‚Dschalies‘, auf Deutsch: ‚Gastfreundschaft‘. Diese spürt man überall: bei den einladenden Kissen, die auf dem filigranen Gestell wie höhergelegte arabische Bodenkissen anmuten, den umarmenden Armlehnen, der hohen, leicht schwingenden Lehne, die den Rücken aufs Gemütlichste willkommen heißt ... Wer würde da schon eine Einladung ausschlagen?



100% MADE IN GERMANY



NATÜRLICH NACHHALTIG



MIT LIEBE HANDGEFERTIGT

COR.DE/JALIS

Stein

ist mein ganzes Herz

Kaum ein Material ist so robust wie der uralte Rohstoff aus der Erde. In Immenstaad am Bodensee verarbeitet das Familienunternehmen Draenert das harte Naturprodukt.

Von Peter-Philipp Schmitt

Fotos Verena Müller



Auch ein haptisches Erlebnis: Dreaming Green nennt sich dieser fein- bis mittelkörnige Dolomitmarmor mit grünen Silikaten wie Chlorit und gelbgrünem Epidot, links als unbearbeitete Platte, rechts auf dem Tisch Trilope mit dem dazu passenden Stuhl Dan.



Unendlich viele Farbnuancen: Stone-wood (großes Bild links) ist ein Quarzit aus Brasilien, ebenso Azul Mary (rechts), und doch sehen beide ganz verschieden aus. Im Steinpark von Patric Draenert (unten links) lagern gut 150 unterschiedliche Steinarten.



// „Das ist ein gewachsener Werkstoff“, sagt Patric Draenert. „Der Prozess dauert nur eben viele Jahrmillionen.“ //



Überall nur noch Marmor. So scheint es zumindest. Kaum ein neuer Tisch kommt heute noch ohne eine Steinplatte aus. Das Material liegt seit Jahren im Trend, irgendwann müssten selbst die entlegensten Brüche abgebaut sein. „Die Steinvorkommen sind unerschöpflich“, sagt Patric Draenert. Sanft streicht seine Hand über einen Katuba Blue mit wunderschöner Maserung, dann über einen Black Ice, der eher wie gesprenkelt wirkt. Jeden Stein hier in seinem Steinpark kennt Draenert beim Namen. Er weiß, woher er kommt: Der erste, ein Sodalith, ist aus Sambia, der zweite, ein Granit, aus Brasilien. Und er weiß, wie alt die Platten sind: Die eine ist 570 Millionen, die andere sogar 1,4 Milliarden Jahre alt.

Mehr als 150 verschiedene Steinsorten hat Draenert in seinem gut 3000 Quadratmeter großen und frei zugänglichen Lager hier im Freien stehen. Die bis zu fünf Quadratmeter großen Platten sind jeweils zu Blöcken aufrecht zusammengefasst. Jede der etwa zwei Zentimeter dicken Tafeln wiegt gut 60 Kilogramm pro Quadratmeter. Bei einem Block mit mehreren Tafeln kommen da einige Tonnen zusammen. Angst, dass über Nacht eine der Platten weggommt, hat Draenert darum auch nicht. „Jedes Jahr fügen wir fünf bis zehn neue Steinsorten hinzu.“ Draenert sucht die Steine jeweils in aller Welt aus und wird so auch zum Trendsetter der ganzen Branche. Die meisten Steine kommen über Italien nach Immenstaad an den Bodensee. Für den Unternehmenschef ist Italien *das* Steinland schlechthin und inzwischen auch der wichtigste Umschlagplatz für Steine.

Seit 22 Jahren ist Patric Draenert in der Firma des Vaters beschäftigt. 2005 starb der Senior, und der Junior übernahm die Leitung. Peter Draenert hatte das nach ihm benannte Familienunternehmen 1968 gegründet, als Quereinsteiger: Eigentlich hatte er Germanistik und Kunstgeschichte studiert. „Mein Vater zeichnete gerne“, erzählt Patric Draenert. „Eines Tages entwarf er einen Couchtisch für sich. Er nahm Flachstahlkufen, ließ sie zurechtbiegen und verchromen. Obendrauf packte er dann eine Schieferplatte hier aus der Gegend.“ Damit war der Grundstein der Firma gelegt. Der Sohn wiederum studierte nach einer Banklehre Betriebswirtschaft in Würzburg, auch weil er nebenher ein erfolgreicher Fechter im nahe gelegenen Tauberbischofsheim war. Nach der Promotion in Wuppertal arbeitete er dann zunächst als Unternehmensberater. „Mein Vater ließ mich machen. Auch wenn mir immer klar war, dass er mich gerne im Unternehmen haben wollte.“

Die Faszination für die Steine war es schließlich, die den Sohn zurück an den Bodensee führte. „Das ist ein gewachsener Werkstoff“, sagt Draenert. „Der Prozess dauert nur eben viele Jahrmillionen.“ Jeder Stein ist anders, selbst wenn es bei den einzelnen Arten aufgrund der geologischen Bedingungen durchaus typische Merkmale gibt. „Diese Vielfalt hat man bei Holz nicht. Da geht es überspitzt gesagt nur um Eiche oder Nussbaum.“ Da jede Natursteinplatte ein Unikat ist, bietet Draenert seinen Kunden die Möglichkeit, sich ihre Tafeln selbst auszusuchen. Entweder persönlich im Steinpark oder über eine Bilddaten-

// „Diese Vielfalt hat man bei Holz nicht. Da geht es überspitzt gesagt nur um Eiche oder Nussbaum.“ //

Gefräst und gebürstet: Jeder Tisch wird von Hand bearbeitet, und das oft stundenlang. Der dunkle Kalkstein (links und rechts) heißt Sahara Noir. Er besteht nahezu komplett aus Calcit und kommt aus Tunesien.



bank. Jede der Tafeln wird dafür eingescannt und als Foto digitalisiert. Gabelstapler holen das Gewünschte dann aus dem Park. Je nach Tischform wird die Platte auf der Portalsäge zugeschnitten, danach werden die Kanten CNC-gesteuert gefräst. Das kann je nach Größe drei bis vier Stunden dauern. Im nächsten Arbeitsschritt wird von Hand poliert oder geledert. Beim Ledern wird die Oberfläche zunächst mit Stahlbürsten bearbeitet, später mit Kunststoffbürsten geglättet. Matt bleibt der Stein, wenn er am Ende nicht noch zusätzlich fein säuberlich geschliffen wird. Grob unterscheidet man Hartgestein wie Granit, Sodalith, Konglomerat, Quarzit, und Weichgestein wie Kalkstein, Onyx, Travertin, Marmor. Zu den ganz wenigen deutschen Arten zählt der Schwäbische Ölschiefer, der etwa 180 Millionen Jahre alt ist und damit aus einer Epoche stammt, als das heutige Europa vom Jurameer überschwemmt war. In dem einstigen Schlick, der versteinert heute aufgefaltet in unseren Mittelgebirgen abgebaut wird, finden sich deswegen auch unzählige abgestorbene Pflanzen- und Tierarten in fossiler Form. „Der Trend beim Gestein geht zu großen Bildstrukturen“, sagt Draenert. Platten also, die viele optische und womöglich sogar fühlbare Merkmale aufweisen.

Was sonst noch für eine Tischplatte aus Stein spricht? Anders als Holz kann sie kaum verkratzen. Auch Hitze und Kälte können ihr nur wenig anhaben. Und Flüssigkeit nimmt sie zwar auf, sie quillt dadurch aber nicht auf, verzieht sich nicht und kann auch nicht reißen. Kaputtgehen kann Stein allerdings schon, darum werden in die Rückseiten großer Platten Nute eingefräst, in die Armierungsstäbe aus Fiberglas und Stahl eingesetzt werden. Das gibt ihnen mehr Stabilität. Und noch etwas mögen manche Gesteine nicht, zumindest wenn sie wie Marmor, Onyx oder Sodalith kalkhaltig sind: Säure. Wein, Sekt, Fruchtsaft und selbst Mineralwasser können, wenn sie länger auf die Oberfläche einwirken, Spuren hinterlassen.

Draenert bietet alle seine Tischmodelle auch in Holz an. Zudem ist die Marke bekannt für ihre innovativen Auszugsmechanismen, und das auch bei großen schweren Steinplatten. Ein Entwurf des Vaters Peter Draenert etwa, der Tisch Adler aus dem Jahr 1995, lässt sich von 270 auf 370 Zentimeter in seiner Magnum-Version verlängern. Vom Sohn wiederum stammt der runde Esstisch Tadao mit drehbarer Innenplatte. Im Jahr produziert Draenert etwa 1200 Steintische. Wie viel ein Tisch kostet, hängt ganz davon ab, wie rar der Stein und wie schwierig sein Abbau ist. „Für eine Platte zahlen wir im Rohzustand zwischen 800 und 8000 Euro“, sagt Draenert. Er hat über die Jahre das Sortiment immer mehr erweitert. Inzwischen stellen seine etwa 65 Mitarbeiter – etwa 45 davon in der Fertigung – auch 10.000 Stühle im Jahr her, passend zu den jeweiligen Tischen im Draenert-Programm. Und auch der Tisch, mit dem alles anfing, wird noch immer so produziert, wie ihn Peter Draenert 1968 für sich entworfen hat – als Klassik mit verchromten Kufen und auf Wunsch auch mit Schieferplatte. ◀



// „Der Trend beim Gestein geht zu großen Bildstrukturen“, sagt Draenert. Platten also, die viele optische und womöglich sogar fühlbare Merkmale aufweisen. //

Beisteller für viele Gelegenheiten: Alle drei Modelle hat der Stuttgarter Designer Stephan Veit entworfen. Tisch Nebra (oben links) ist von 2020, Manolo (unten links) von 2013 und Figura von 2008.

brühl



bruehl.com



MAGNOLIA
DESIGN KATI MEYER-BRÜHL



reddot winner 2022



Welche Ameise steht auf drei Beinen? Und welcher Stuhl war einmal eine Shampooflasche? Der Möbelhersteller Fritz Hansen feiert in diesem Jahr 150. Geburtstag. 1872 hatte der Tischler Fritz Hansen eine Werkstatt gegründet, seine Nachfahren bauten die Firma zu einem der führenden dänischen Unternehmen aus. Eine Designgeschichte in 15 Stühlen – von J wie Jacobsen bis W wie Wegner.



1878 / Hier sitzt der Chef

Ein gewöhnlicher Holzstuhl? Keineswegs! Dieses Möbel hat Gründer Fritz Hansen als Bürostuhl für sich selbst gefertigt. Bemerkenswert ist auch die Bauweise: Die Lehne besteht aus Schichtholz – eine zur damaligen Zeit ungewöhnliche, ja visionäre Wahl. Denn Jahrzehnte später wurde das Material zum Synonym für Fritz Hansen – mit Arne Jacobsens ikonischen Stuhlentwürfen.



1905 / Großauftrag

Mit diesem Stuhl begann eine neue Ära für Fritz Hansen. Der Architekt Martin Nyrop wandte sich 1905 an das Unternehmen mit dem Auftrag, alle Möbel für das Kopenhagener Rathaus zu fertigen, das er gerade plante. In Christian E. Hansen, dem Sohn des Gründers, Firmenchef seit 1899 und selbst Architekt, fand Nyrop einen kongenialen Partner. Dieser ersten Kooperation folgten viele weitere gemeinsame Projekte mit Architekten und Designern. Bis heute unerreicht: die Komplettausstattung des SAS Royal Hotels durch Arne Jacobsen.



1918 / Für Volksvertreter

Dass dieser neobarocke Stuhl aus dem Jahr 1918 stammt, sieht man ihm nicht unbedingt an. Aber Architekt Thorvald Jørgensen entwarf ihn für einen höheren Zweck – als Sitzmöbel für die Abgeordneten des dänischen Parlaments in Schloss Christiansborg. Und da war offensichtlich repräsentatives Design gefragt, produziert in den Werkstätten von Fritz Hansen. Die Abgeordneten des Folketing sitzen übrigens heute noch auf den Schnörkelstühlen von Jørgensen.



1921 / Sitzen wie die alten Griechen

Klismos heißt dieser schwungvolle Stuhl – wie die antiken Vorbilder aus dem alten Griechenland. Typisch für das seit dem fünften Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung bekannte Modell sind die gebogenen, ausgestellten Beine. Architekt Kaj Gottlob hat die moderne Version 1921 für das Gerichtsgebäude Frederiksberg entworfen und von Fritz Hansen herstellen lassen. Auf Auktionen erzielt sie Höchstpreise.



1932 / Biegen auf Dänisch

Der Dan-Stuhl ist Fritz Hansens Antwort auf Thomass Kaffeehausstuhl Nr. 14. Christian E. Hansen hatte die Technik des Holzblegens erfolgreich adaptiert und fertigte sogen. exklusiv 'Thonet-Modelle' für Skandinavien. Sohn Soren Hansen übernahm 1932 nicht nur das Unternehmen (mit seinem Bruder Poul Fritz Hansen), er entwarf auch diesen zeitlosen Buchholzstuhl.



1944 / Kostbarkeit aus Kirschholz

Ein unbekannter Klassiker im Programm der Dänen: der China-Stuhl von Hans J. Wegner, einem der ganz großen Namen des dänischen Möbeldesigns. Wegner, von Hause aus Tischler und später dann Architekt, nahm sich 1944, wie der Name schon verrät, historische chinesische Stuhlformen aus dem 17. und 18. Jahrhundert zum Vorbild. Bis heute fertigt Fritz Hansen den Stuhl in kostbarem Kirschholz, das Sitzkissen besteht aus Leder.



1957 / Der Strenge im Schatten

Er steht immer ein wenig im Schatten von Arne Jacobsen: der Gestalter Poul Kjærholm. Seine Entwürfe sind in ihrer Strenge und Linearität einfach weniger gefällig, etwa der Armlehnenstuhl PK II (unser Bild) mit kantigen Gestell. 1952, mit erst 22 Jahren, gelang ihm der erste große Wurf: der Sessel PK 25. Der PK II wie auch der PK 25 werden bis heute von Fritz Hansen produziert.



1966 / Der andere Arne Jacobsen

Alle kennen das Ei und den Schwan (fürs SAS Royal Hotel) sowie die Ameise (siehe 1952). Aber wer kennt schon Oksen? Diesen ganz und gar nicht organisch-gefälligen Sessel entwarf Arne Jacobsen 1966 und überraschte seine Anhänger mit einem kantig bulligen, fast schon angriffslustigen Design. Komfortabel ist der Ledersessel, zu dem es passende auch einen Hocker für die Beine gibt, natürlich trotzdem. Der eher unbekanntere Sessel ist schon seit einhundert Jahren als Wiederauflage bei Fritz Hansen erhältlich.



1967 / Larsen & Hansen

Als Architekt Henning Larsen 1967 das Café „Kar“ in Armlehnstuhl aus gebürstetem Stahlrohr und Leder. Fritz Hansen produzierte das eher kühl wirkende Stück als Modell 9230. Heute ist der Stuhl lediglich gebräuchert auf Vintage-Plattformen noch zu haben. Larsen starb 2013, doch sein Büro Henning Larsen Architects gehört immer noch zu den erfolgreichsten der Poul-Kjærholm-Kollektion von Fritz Hansen. Der Hersteller hatte 1982 die Rechte erworben.



1968 / Federn gelagert

Ein weiterer großer Wurf von Poul Kjærholm: der Fretschwinger-Sessel PK 20 auf einer Basis aus Federstahl. Hier in der Version mit Pedalgröhr zu sehen, gibt es ihn auch mit Lederstulz und Nackenrolle. Ursprünglich produziert von Kold Christensen, ist er heute Teil der Poul-Kjærholm-Kollektion von Fritz Hansen. Gestells aus Aluminium ist der Stuhl mit seiner rippenähnlichen Rückenlehne besonders leicht.

2002 / Verjüngt ins neue Jahrtausend

Um die Jahrtausendwende verjüngte sich Fritz Hansen – und beauftragte mehr zeitgenössische Designerinnen und Designer mit Entwürfen. Einer davon war der Däne Kasper Salto, Jahrgang 1967, der bis heute für den Möbelhersteller arbeitet. Zu Saltos ersten Entwürfen gehörte der Stuhl Ice, der sich für drinnen wie draußen eignet. Dank eines Gestells aus Aluminium ist der Stuhl mit seiner rippenähnlichen Rückenlehne besonders leicht.



1997 / Alla Milanese

Nicht nur dänische Designer: Ende der Neunzigerjahre besuchte der Architekt Vico Magistretti die Firmenzentrale von Fritz Hansen in Allerød nördlich von Kopenhagen. Im Gepäck hatte der Mailänder die Idee zu dem stapelbaren Schalenstuhl Duo. Vor zwei Jahren nahm die Marke den Entwurf unter dem Namen Vico Duo wieder ins Programm auf.



1931 / Freischwiegend

Auch in Dänemark bekam man mit, welche unerhört neuartigen Möbel aus Stahlrohr am Bauhaus entwickelt wurden. Der Architekt Frits Schlegel ließ sich dann 1931 von Mart Stams und Marcel Breuers Stühlen zu diesem gediegenen Lounge Chair inspirieren. Das Stahlrohrgestell des Freischwingers für Fritz Hansen ist mit Geflecht bespannt, die Armlehnen bestehen aus dampfgebogenem Buchenholz.

1952 / Das große Krabbeln

Schon seit 1934 hatten Fritz Hansen und Arne Jacobsen zusammengegehört – der Durchbruch kam 1952, mit dem Ant-Stuhl aus Formholz. Das innovative Material stammte aus dem Flugzeugbau. Jacobsen entwickelte den ersten Formholz-Schalenstuhl aus einem Stück. Wichtig für die Stabilität: der schmale Steg zwischen Sitz und Rücken, der der dreibeinigen Ameise ihre Form gab.



Fotos: Unternehmensarchiv

Es gibt sie noch, die Idylle in Berlin. Zum Beispiel in Weißensee im Nordosten der Stadt. Von der Straßenbahnhaltestelle aus zweimal abbiegen, und plötzlich stehen links und rechts der Straße rote Backsteinhäuschen mit grünen Dächern, dahinter höhere Gebäude und ein Schlot. Alle paar Meter gibt eine Hofeinfahrt den Blick frei auf alte Autos, Müllcontainer, Plastikstühle, Materialstapel, Pflanztöpfe. Die Ruthenbergschen Höfe sind ein Relikt des Industriezeitalters, das dank eines vernünftigen Eigentümers der Gier des Immobilienmarkts entzogen wurde. Autowerkstätten, Handwerksbetriebe, Künstlerateliers: In dem Gewerbeviertel lässt sich gut beobachten, was für eine lebendige Mischung gemäßigte Mieten entstehen lassen.

Auch Sebastian Summa genießt die post-industrielle Idylle. Der Designer hat sich mit zwei Kollegen in einem der Häuschen eingerichtet, im Erdgeschoss eine Werkstatt, unterm Dach Büros. Vor der Tür wachsen Tomaten in Kübeln. Kater Josh schaut zwischendurch nach dem Rechten. „Das ist etwas ganz Besonderes hier“, sagt der Neunundvierzigjährige. „Die Freiräume!“

Hier hat Summa die Ruhe, die er braucht. Denn um die richtige Form für seine Entwürfe zu finden, muss er sie über längere Zeit vor Augen haben. Der Produktdesigner und ausgebildete Schmied betrachtet die verschiedenen Prototypen immer wieder, bis er Klarheit hat, welche Form die beste ist. „Das habe ich als Methode für mich gefunden.“ So auch bei der großen Leuchte, die in der Werkstatt hängt. Ein Bündel aus zehn Leuchtstoffröhren, wie beiläufig in zwei Metallringe gelegt, unter der Decke schwebend. Die französische Leuchtenmarke DCW éditions hat die Leuchte unter dem Namen NL12 gerade neu auf den Markt gebracht. Hier in der Werkstatt, vor unverputzten Wänden, kommt sie vielleicht am besten zur Geltung: mehr spontane Geste als ausgeklügeltes Produkt. Es wirkt fast improvisiert, wie die Glasröhren locker aufeinander gestapelt sind.

Natürlich ist die lässige Geste alles andere als improvisiert, sie ist sogar recht ausgeklügelt: Damit das Röhrenbündel als Leuchte funktioniert, entwickelte Summa mit den Ingenieuren von DCW éditions eine Konstruktion aus verspiegelten Scheiben. Sie halten die Röhren sicher und beinahe unsichtbar zusammen. Der Strom wird ebenso unsichtbar durch die stählernen Ringe der Aufhängung geführt. Das Leuchtmittel steckt in der mittleren Röhre, die anderen streuen das Licht lediglich. „Auf den ersten Blick scheinen alle zu leuchten“, sagt Summa. „Das ist eine kleine eingebaute Überraschung. So etwas mag ich.“

Das Unternehmen DCW éditions, das vor allem durch Leuchten von Bernard-Albin Gras und Bernard Schottlander bekannt wurde, kam durch Zufall auf Summa. DCW-Gründer Frédéric Winkler entdeckte eine seiner Leuchten auf den Fotos eines Interieurs – und wollte sie sofort produzieren. Mit dem Org genannten Modell – ein der NL12 verwandtes Konzept – begann die Zusammenarbeit. Voraussichtlich Ende 2023 soll die nächste gemeinsame Leuchte auf den Markt kommen. Auf dem Blechschrank in der Berliner Werkstatt stehen Gipsmodelle des neuen Entwurfs. Große, bauchige Objekte, von Summa immer wieder prüfend betrachtet. „Ich habe lange an den Rädern gearbeitet, die Dimensionen verändert“, erzählt er. Doch mittlerweile habe er die perfekte Version gefunden. Auch sie kann aus der Idylle in die Welt entlassen werden. ◀



Handwerker und Designer: Sebastian Summa ist ausgebildeter Schmied. Seine Leuchte NL12 (rechts) ist seine zweite Zusammenarbeit mit der Pariser Marke DCW éditions.



Wie beiläufig in Ringe gelegt: Bei der neuen Leuchte NL12 (links) steckt das Leuchtmittel nur in der inneren Röhre. Mit ihr führt Sebastian Summa seinen älteren Entwurf Org (unten) fort.



Summa Summarum

Von Jasmin Jouhar

In einem alten Berliner Gewerbeviertel hat der Designer Sebastian Summa persönliche Freiräume gefunden. Sie ermöglichen es ihm, ganz besondere Leuchten zu gestalten.



Foto: Unternehmen



ligne-roset.com

Togo, Michel Ducaroy
Made in France

R E N D E Z - V O U S W I T H Y O U

ligne roset®

depuis 1860



Es leuchtet sich

Von Thomas Edelmann

Endlich wird der wahre Entwerfer einer Leuchte bekannt, die jahrzehntlang einem Bauhaus-Schüler zugeschrieben wurde. An der originalgetreuen Neuauflage der 830 ist nun auch der Enkel des Designers Werner Glasenapp beteiligt.



Neu ausgeleuchtet: Werner Glasenapp mit seinem Fahrrad-Weitstrahler U100 Anfang der Siebzigerjahre

Der Raum ist begrenzt, die Möglichkeiten sind es nicht. Eine Folge von drei Fotos zeigt eine bewegliche Leuchte weit hinten in einem Zimmer. Wir sind auf der Bauausstellung 1931 in Berlin. Eben noch ist sie auf den Schreibtisch gerichtet, im Handumdrehen auf ein Zeichenbrett, dann auf einen Beistelltisch. Zudem kann die Leuchte „durch den in den Schwenkarmen sanft gleitenden Schnurzug in der Höhe verstellt werden“, so ein zeitgenössischer Text. Denn ein Gegengewicht ist mit dem Leuchtenkopf ausgependelt und bewegt sich mit. Ihr Schirm lässt sich allseitig schwenken. Noch eine Finesse: Dank Wandschild kann man sie an zwei Punkten sicher einhängen und mitnehmen. All das verraten die Fotos nicht. Schon gar nicht, dass Werner Glasenapp, damals 27 Jahre alt, die Leuchte entworfen hat.

Sie ist eines dieser in sich beweglichen Wohnobjekte, deren wandelbare Form sich einprägt, sobald man sie einmal wahrgenommen hat. Ihr Gestalter, 1904 in Libau geboren, studierte von 1925 bis 1931 an der Akademie für Kunstgewerbe in Dresden, zuletzt als Meisterschüler der Metallklasse. Für Kandem, die Marke des Leuchtenherstellers Körting & Mathiesen in Leipzig, entwarf er mindestens zwei Leuchten. Nun legt sie der Leuchtenhersteller Midgard originalgetreu neu auf. Eine davon ist die Schwenkleuchte 830, die heute K830 wall heißt.

Lange waren Name und Werk des Designers nicht einfach nur vergessen: Die Leuchte galt auch als Entwurf des Bauhaus-Schülers Heinrich Siegfried Bormann. Als solcher wird sie in vielen Design-Sammlungen bis heute verzeichnet. „Da haben Sie aber einen schweren Fehler in Ihrer Ausstellung“, rief Peter Frank ins Telefon. Der Gründungsdirektor des Design Center Stuttgart, Jahrgang 1937, gehört zu den besten Kennern der bundesrepublikanischen Nachkriegsentwicklung des Designs. „Sie zeigen Leuchten mit falschen Angaben zum Urheber.“ Der Anrufer war sich sicher, dass sein Lehrer an der Folkwangschule für Gestaltung in Essen die Schwenkleuchte entworfen hatte und niemand sonst.

Auch im Beitrag „Lichtet Euch“, der in diesem Magazin erschien und von „100 Jahren lenkbarem Licht“ und der Ausstellung im Kölner Museum für Angewandte Kunst handelte, hieß es vor bald vier Jahren: „Die Kandem-Schwenkleuchte 830 soll von Heinrich Siegfried Bormann stammen.“ Ursprung des Fehlers war eine Veröffentlichung 1933, in einem der letzten Hefte der Zeitschrift „Die Form“. Dort schrieb Werkbund-Mitgründer Richard L.F. Schulz über Beleuchtungstrends jener Zeit. Abgebildet wurden auch drei Kandem-Leuchten, von denen es in der Bildunterschrift heißt, sie seien „in Zusammenarbeit mit dem Bauhaus“ entstanden. Für zwei Modelle stimmt das, doch die Rohrtischleuchte (Modell 943) hatte mit dem Bauhaus nichts zu tun. Da Bormann als Angestellter der Metallwerkstatt am Bauhaus tätig war und 1931/32 deren Kooperation mit Kandem leitete, vermuteten Mitarbeiter des Bauhaus-Archivs, die 1992 eine Publikation über die Metallwerkstatt veröffentlichten, Bormann als Entwerfer auch der Schwenkleuchte. Doch sie betonten zugleich, dies sei „dokumentarisch nicht belegt“.

Inzwischen ist klar, dass Bormann zwar für Kandem entwarf, aber nicht die beiden ihm

zugeschriebenen Leuchten 830 und 943. Sie sind keine Bauhaus-Produkte. Werner Glasenapp studierte nicht in Dessau, sondern an der Staatlichen Akademie für Kunstgewerbe, vermutlich bei Karl Groß und Walter Flemming. Seine Ausbildung setzte er in der väterlichen Besteckfabrik in Riga fort. Während des Kriegs entdeckte er, dass er seine Kenntnisse gut an Jüngere weitergeben konnte. Essen wurde sein Lehrort. Glasenapps „Fokussierung auf das Experiment im Bildungsprozess“, heißt es auf der Website der Folkwang-Universität für Gestaltung, sei noch heute „Teil der Designausbildung“.

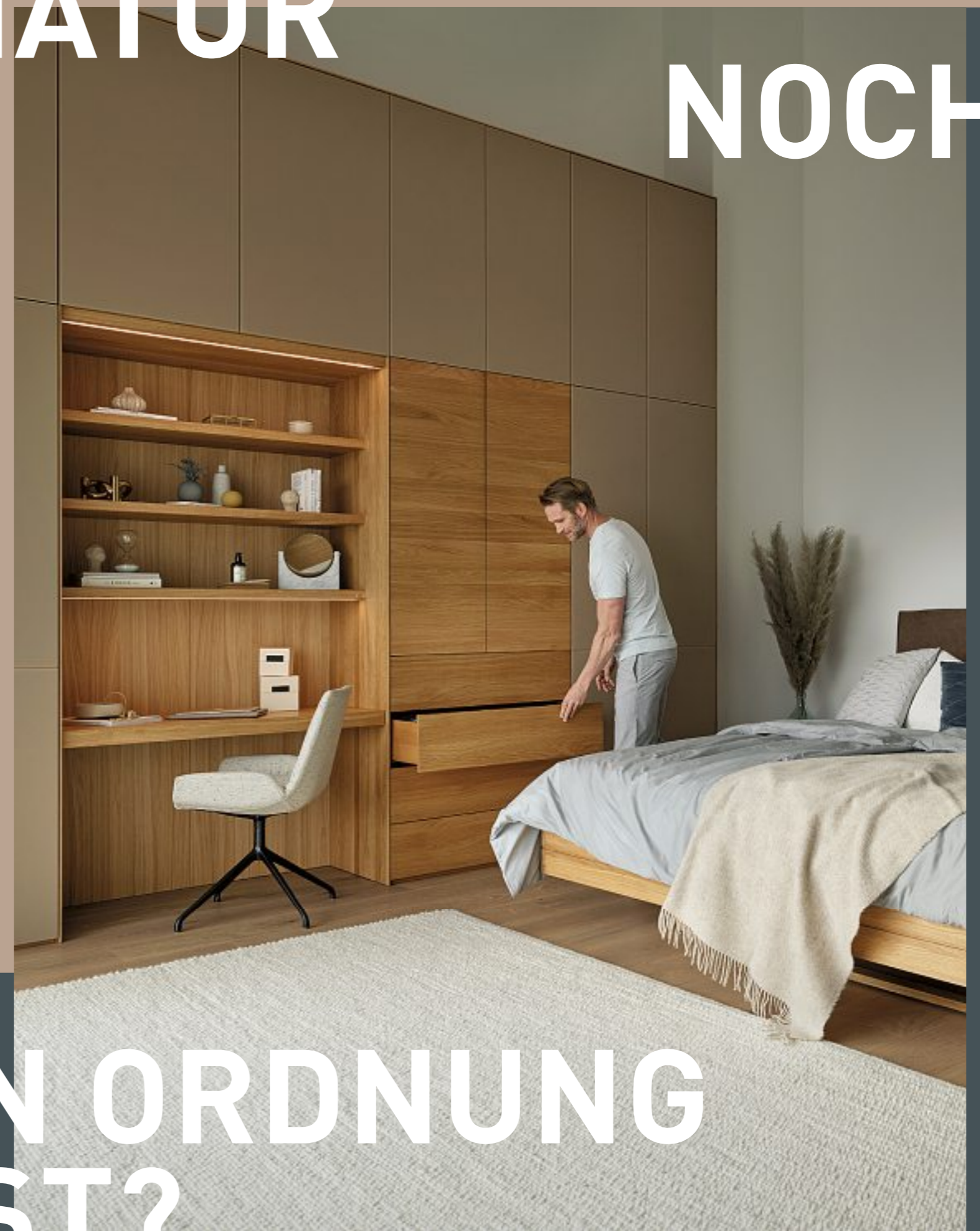
Vor der Neuauflage der K830 wall stand die Forschung: Peter Frank stellte den Kontakt zu Waltraut von Tiesenhausen her, einer Tochter Werner Glasenapps. Ihre Familie besuchte die Ausstellung in Köln und stellte Dokumente zur Verfügung, die die Dinge in neues Licht rückten. In der nächsten Station der Ausstellung im Museum für Kunst und Gewerbe in Hamburg konnten 2020 die Originalbelege präsentiert werden, ein Schreiben der Firma Körting & Mathiesen vom März 1940. Darin bestätigt die Firma, dass Glasenapp „in den Jahren um 1930 verschiedene, auch schutzfähige Vorschläge neuer Zweckleuchten“ gemacht habe. Seine Entwürfe gingen in Produktion und fanden „einen guten Anklang in der Praxis“. Die Firma betont, man habe die Zusammenarbeit geschätzt, da die von ihm vorgeschlagenen Leuchtenbauarten „nicht nur in der geschmacklichen Formgebung sehr befriedigten“, sondern auch in „rein konstruktiver und fertigungstechnischer Hinsicht geschickt und praktisch durchgearbeitet waren“. In seinem Bewerbungsschreiben an die Stadt Essen vom Oktober 1948 erwähnt er ausdrücklich die „Kandem-Schwenkleuchte“ und die „Rohrtischleuchte“ als seine von der Industrie realisierten Werke.

Als Leiter der Werkgruppe Metall an der Folkwangschule in Essen war er von 1949 an der Erste, der eine planmäßige Designausbildung nach dem Krieg in Deutschland etablierte, auch wenn diese noch nicht so hieß oder heißen durfte. Zunächst war von Industrieform, später von Industriedesign die Rede. Mit seinem damaligen Assistenten Peter Frank verfasste Glasenapp 1966 die ersten „Blätter zur Berufskunde“ für Industrial Designer, die erste Broschüre zur Berufsberatung des Arbeitsamts überhaupt zum Thema.

Aus seiner kleinen Werkgruppe Metall wurde bald eine Abteilung mit 60 Studenten. Nach seiner Pensionierung in Essen unterrichtete Glasenapp von 1970 bis 1977 an der Fachhochschule Köln. Er entwarf anonymes Design, praktikabel und alltags-tauglich, wenig spektakulär. Wie den Fahrrad-Weitstrahler U100 für die Firma Union, der 1974 mit dem Bundespreis Gute Form ausgezeichnet wurde. Christa Ulrich erinnert sich, dass die Kaffeemühlen und Kaffeemaschinen ihres Vaters für Krups einst zu den meistgekauften Hochzeitsgeschenken gehörten. Er sei „kein Stimmgewaltiger auf der Design-Szene“, würdigte Peter Frank seinen Lehrer und Mentor, der 1986 starb. Sein Andenken wird auch von seiner Hochschule und seiner Familie bewahrt. Enkel Uwe Glasenapp, der in Berlin ein Metallbauunternehmen betreibt, ist an der Fertigung der Neuauflage der K830 wall beteiligt. Wie stets bei Midgard wird nur in Deutschland produziert.
 Foto: Urnenmuseum, Familienarchiv Glasenapp

WO DIE NATUR

NOCH



IN ORDNUNG IST?

In Ihrem Schlafzimmer.

Individuell planbar bietet der **lunetto** Schrank Stauraum nach Maß. Für eine Extraportion Wellness-Feeling sorgen der integrierte Schminktisch und der komfortable **lui plus** Drehstuhl.

www.team7-home.com

TEAM7



Die Welt als Villa und Vorstellung



Lothar Trierenberg hat es zu seinem Projekt gemacht, die Villa Beer zu erhalten und öffentlich zugänglich zu machen.

Der Öde ein Ende: Die erstaunliche Villa Beer in Wien erzählt architektonisch von der Geschichte des 20. Jahrhunderts.

Von Stephan Löwenstein, Fotos Mafalda Rakos



Josef Frank, Architekt der Villa, war ein Kind der modernen Architektur – und ein Kritiker ihrer kalten Funktionalität.

Es gibt diese Häuser: Man sieht beim Vorbeifahren hin, hält vielleicht auch einmal an und denkt sich, dass das etwas Besonderes sei. Dann zieht man wieder seiner Wege. Bis der Zufall die Nase darauf stößt, dass dieses Haus nicht nur eine Geschichte, sondern eine Fülle von Geschichten birgt, von denen jede für sich es wert wäre, erzählt zu werden. Zum Beispiel das Haus Wenzgasse 12 in Hietzing, dem 13. Wiener Gemeindebezirk.

Auf der Straße schaut den Passanten ein großes rundes Auge an. Das Fenster liegt in einem würfelförmigen Vorbau, rechts versetzt. Links davon, das andere Auge sozusagen, ist rechteckig. Die große, glatte Hauptfassade ist ansonsten ganz Fläche und Rechteck – irgendwie nicht ganz stimmig mit den Fenstern, aber das klärt sich später. Früher standen da noch zwei gewaltige, faltige Bäume, sie liegen inzwischen abgesägt davor. Das ist die Villa Beer, erbaut zwischen 1929 und 1931. Die Auftraggeber haben ihre Geschichte, die Architekten und das Haus selbst. Und gerade wird ein neues Kapitel davon aufgeschlagen.

Julius Beer war mit seinen Brüdern Erbe eines jüdischen Gummifabrikanten aus Mähren. Eine assimilierte Familie, die sich in der k.u.k. Haupt- und Residenzstadt niedergelassen hatte. Das bekannteste Produkt waren Gummisohlen und -absätze. Die Werbung der Marke Berson versprach: „Elegant, nervenschonend, sparsam“.

Julius Beer war wohl mehr elegant als sparsam. Verheiratet mit der am Konservatorium ausgebildeten Pianistin Margarethe Blitz, setzte er sich den Ehrgeiz, ein repräsentatives Haus im schönen 13. Bezirk von Josef Frank bauen zu lassen, dem angesagten Architekten der Wiener Moderne. Man sollte dort Gesellschaften bewirten und natürlich mit dem Klavier bespielen können. Für die Familie – drei



Keine teuren Materialien, aber konsequentes Design: Die guten Seiten des Prinzips Ikea haben starke Wurzeln in Wien.

Kinder, von denen die Älteste schon verheiratet und aus dem Haus war – wurde eine ebenso repräsentative wie aufsehenerregende Villa mit 650 Quadratmetern Wohnfläche errichtet.

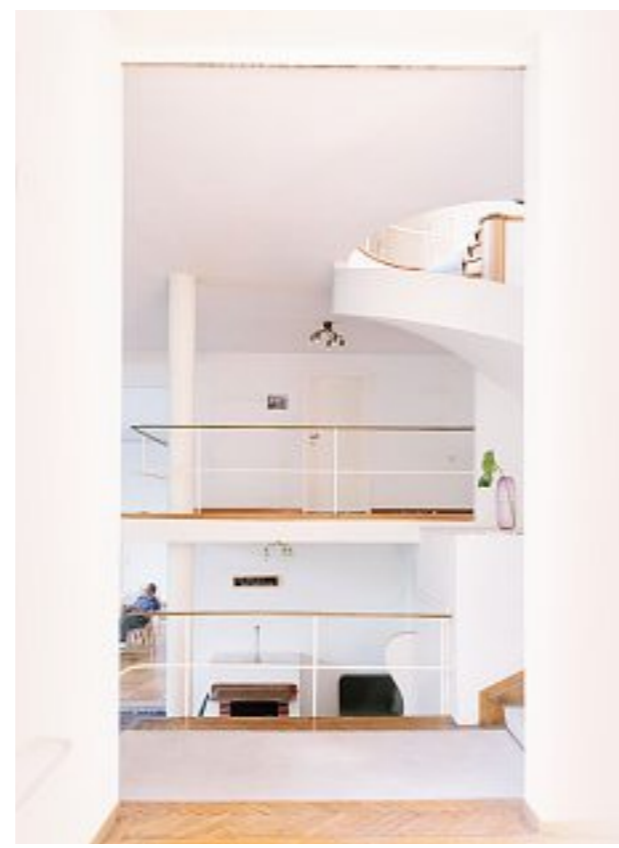
Der Architekt hatte sich dem Bauherrn dadurch empfohlen, dass er zuvor für dessen Bruder eine Wohnung in der Wiener Innenstadt eingerichtet hatte. Frank war Kind der klassisch modernen Architektur und zugleich deren Kritiker in ihrer Kälte und Funktionalität. Er war Architekt und Designer – mit Oskar Wlach betrieb er die Inneneinrichtungsfirma Haus und Garten. Die beiden waren gemeinsam die Architekten der Villa Beer, doch sind von Wlach keine grundlegenden Schriften überliefert, weshalb er wenig Spuren in dieser Geschichte hinterlässt.

Frank war hingegen publizistisch rege. 1931 veröffentlichte er einen Aufsatz, in dem er die Grundsätze beschrieb, nach denen die Villa Beer konstruiert worden war. Als Vorbild für das moderne Wohnhaus bezeichnete er dort das „Bohèmeatelier im Mansardendach“, das bei Behörden und modernen Architekten verpönte Dachgeschoss mit zufällig entstandenen Räumen und Fenstern: „viele Ecken, krumme Wände, Stufen und Niveauunterschiede, Säulen und Balken – kurz all die Vielfältigkeit, die wir im neuen Haus suchen, um der trostlosen Öde des rechteckigen Zimmers zu entgehen“.

Und so sieht es in der Villa Beer aus. Man tritt durch den Haupteingang, der unter besagtem Kubus mit dem runden Fenster gelegen ist, in ein fast geduckt enges Entree mit Garderobe. Erst hinter einer weiteren Tür öffnet sich die atemraubende Weite des Wohnraums: vorne ein lichter Glaskasten ohne rechten Winkel, der ins Haus zieht und es zugleich in einen großzügigen Garten hinein öffnet; rechts ein Saal zum Tanzen oder Speisen, links eine gewundene Treppe zum Salon, der auf einer höheren Ebene liegt. Viel Luft bis zur Decke. Das Messinggeländer zum Salon bildet auf einer weiteren Ebene eine Brücke, wie auf einem Schiff, auf der man sich den Kapitän vorstellt. Dort ist auch der Platz für den Bösendorfer-Flügel, den die Frau des Hauses gespielt hat. Tatsächlich trägt die Akustik die Töne in den Salon links wie in den Saal rechts unten.

Trotz der großzügigen Weite bietet der Wohnbereich Rückzugsorte für eine Plauderei oder zum Lesen. „Ein moderner Wohnraum ist kein Kunstwerk, er wirkt weder auffallend, noch effektiv, noch aufregend“, doziert Frank in einer seiner Schriften. „Er ist behaglich, ohne dass man sagen kann warum, und je weniger man den Grund angeben kann, desto besser ist es.“ Der Glaskasten ist gerahmt von Bänken, auf denen man drinnen sitzt und zugleich scheinbar draußen. Im Salon steht ein Kamin mit goldschimmernder Kupperhaube, geformt wie der Kotflügel eines Autos der Dreißigerjahre. Ein Teesalon ist intim von den anderen Gesellschaftsräumen abgerückt – dafür öffnet sich dort das runde Auge zur Außenwelt. „Mondtor“ hat Josef Frank es in Anlehnung an die fernöstliche Ideenwelt genannt.

Lange hat die Familie den Luxus nicht unbeschwert genießen dürfen. Julius Beer zerstritt sich mit den Hauptgesellschaftern der Berson GmbH, dort hatte der Semperit-Konzern das Sagen, und musste als Geschäftsführer ausscheiden. Jahrelang führte er einen Rechtsstreit mit Semperit um seine Anteile. Mit dem Haus hatte er sich verlobt, es war schon 1932 verpfändet. Ein Kündigungsvorbehalt im Finanzierungsvertrag gab Aufschub bis 1937. In dieser Zeit vermieteten die Beers an befreundete Künstler, wenn diese längere Engagements in Wien hatten. Der Tenor Richard Tauber, berühmt für sein Belcanto wie für seine schlagzeilenträchtigen Beziehungsgeschichten, war einer der Mieter. Jan Kiepura und Marta Eggerth, als „Traumpaar von Film, Oper und Operette“ bekannt, waren weitere. Sie drehten 1936 in den nahe gelegenen Rosenhügel-Studios den „Zauber der Bohème“. Dazwischen zogen immer wieder auch die Beers ein, Meldezettel aus jener Zeit zeugen von einem ständigen Rein und Raus.



Das Ehepaar Beer wollte ein repräsentatives Haus, in dem es Freunde bewirten und Gesellschaften veranstalten konnte.



Der Architekt Josef Frank schrieb: „Ein gut angelegtes Haus gleicht jenen schönen, alten Städten, in denen sich selbst der Fremde sofort auskennt und, ohne danach zu fragen, Rathaus und Marktplatz findet.“

// „Ein moderner Wohnraum ist kein Kunstwerk“, schrieb Architekt Josef Frank. „Er ist behaglich, ohne dass man sagen kann warum, und je weniger man den Grund angeben kann, desto besser ist es.“ //



Die ursprüngliche Möblierung ist von früheren Eigentümern vollständig verkauft worden. Es gibt aber noch die alten Designs von Josef Frank bei der Firma Svenskt Tenn.

Unabwendbar wurde das Anwesen nach und nach versteigert, seit 1938 stand es leer. Trotz des ominösen Datums, es war das Jahr des „Anschlusses“ Österreichs an Hitler-Deutschland, war dies also nicht ein Fall von „Arisierung“, Diebstahl des Eigentums von Juden. 1941 kaufte es die Familie Pöschmann, Textilunternehmer aus Böhmen, samt Einrichtung. Sie bewiesen Gewandtheit unter wechselnden Umständen: Nach Kriegsende vermieteten sie die Immobilie an die britische Militäradministration. Das sicherte Einkünfte und verhinderte, dass wie in andere Villen Vertriebene und Obdachlose einquartiert wurden.

Die Briten brachten eine Einheit ihres Militärgeheimdienstes dort unter, die beispielsweise einen jugoslawischen Spionagering enttarnete. Im Garten wurde eine Menge Erdreich deponiert, ohne dass jemand wusste, woher es kam. Es war verdeckt quer durch die Stadt dorthin geschafft worden: Eine noch geheimere Abteilung der Briten hatte im innenstadtnahen dritten Bezirk einen Tunnel gegraben, um die Telefonkabel der sowjetischen Botschaft anzuzapfen, und wollte es vermeiden, den verdächtigen Aushub in der Nähe liegen zu lassen. Angeblich lief die Operation „Smokey Joes“ erfolgreich bis 1953.

Im oberen Geschoss sind die Schlafzimmer. Zwar ist alles, was nicht niet- und nagelfest ist, aus dem Haus verschwunden. Aber die Einbauten sind noch original vorhanden. Das reicht von der Toiletenspülung bis zu den Einbauschränken, konsequent im gleichen Design von unten bis oben. Dabei sind die Materialien meist nicht sehr erlesen: gedrechselte Schrankknöpfe aus Holz, Simse an Fenstern und über Heizkörpern aus Terrazzo, Böden aus Eichenparkett – nur im Saal ist es Palisander, Mahagoni, Ahorn und Eiche sowie an der Wand Zitronenholz. Oben gibt es passenderweise Gummiböden; sie sind ziemlich porös geworden, trotz des Namens des Herstellers Semperit, der Ewigkeit verspricht.

Eines der Zimmer mit Gummiböden war ein Gymnastikraum. Er war extra für die Tochter Liesl eingerichtet worden, die an den Folgen der Kinderlähmung litt. Trotz ihrer Behinderung konnte sie im nebenan liegenden Gymnasium Wenzgasse maturieren – eine Tafel erinnert an frühere jüdische Schüler. Sie wurde Fotografin, arbeitete im Atelier der Wiener Pionierin Trude Fleischmann; auch eine Dunkelkammer wurde ihr im Haus eingerichtet. 1938 entschlossen sich die Beers zu emigrieren. Die verheiratete Tochter Helene war schon nach Schottland entkommen. Sohn Hans ebenfalls, er kam später in der Uniform eines amerikanischen Soldaten zurück.

Julius und Margarethe Beer bekamen Visa für sich, der Tochter Liesl wurde der rettende Vermerk jedoch verweigert. 1940 reisten die Eltern ohne sie aus – wer will das ermesen. Elisabeth Beer wurde 1942 nach Minsk deportiert und in Maly Trostinec ermordet. Eine Großnichte schrieb 2016: „Großtante Grete soll, so sagt es die Familiengeschichte, darüber verrückt geworden sein.“ Julius Beer starb noch während des Kriegs in New York. Margarethe Beer arbeitete später zeitweilig für die amerikanische Zivilverwaltung in Österreich, in den Siebzigerjahren kehrte sie vollends zurück und verbrachte ihren Lebensabend in Baden bei Wien, wo sie 1978 starb.

Josef Frank, der Architekt, war schon 1934 unter dem Eindruck des Antisemitismus in die Heimat seiner Frau nach Schweden emigriert. Dort verlegte er sich auf das Design, das schon zuvor ein wesentliches Element seiner Tätigkeit gewesen war. Die Entwürfe und Ideen von Haus und Garten prägten nun den Stil der Firma Svenskt Tenn. Man kann sagen: Was heute als schwedisches Design berühmt ist, stammt zu einem wesentlichen Teil aus Wien.

Nach dem Abzug der Briten zogen Nachkommen der neuen Eigentümerfamilie in die Villa Beer ein. Eine harmonische Wohngemeinschaft muss man sich dabei wohl nicht vorstellen, es wurden Wände eingezogen, Wohnungen ab- und Eigentumsrechte aufgeteilt. Zusätzliche Fenster wurden in die Fassade gebrochen, was die Proportionen sichtlich durcheinanderbringt. Aber renoviert und durchsanziert, wie anderswo in den Siebzi-

ger- oder Achtzigerjahren, wurde nicht. Ein Glück, kann man heute sagen. Nach einem Zwischenspiel mit einem weiteren Eigentümer kam das Haus, leerstehend und recht heruntergekommen, in den vergangenen Jahren auf den Markt. 2021 kaufte es Lothar Trierenberg, dessen Familie Unternehmen in der Papierindustrie besitzt.

Trierenberg ist, was den Umgang mit Gestaltung und Design betrifft, kein unbeschriebenes Blatt. Zwei Jahrzehnte lang betrieb er „das Möbel“, eine Kombination aus Café und Verkaufsraum für Designmöbel, oder nach seinen Worten eine „Galerie für besondere Sachen“. Jetzt ist die Villa Beer sein Projekt. Wohnen will er darin nicht, sondern das architektonische Juwel erhalten und zugänglich machen. Wie genau, daran tüftelt er noch.

Und so hat er sich mit Verve in die Sache gestürzt, über Architekten und Eigentümer recherchiert, mit Nachkommen Kontakt aufgenommen. Vieles ist bekannt und publiziert, die Villa Beer ist in Fachkreisen kein Geheimnis. Anderes, wie die Sache mit den Meldezetteln, hat er zutage gefördert.

Wenn er das nicht mache, drohe der historische Charakter des Hauses verlorenzugehen, sagt Trierenberg. Denn wenn es jemand zur Nutzung kaufe, ob als Wohnung oder Institution, wolle der es legitimerweise zu diesem Zweck verändern. So habe es schon Pläne gegeben, einen Aufzug zu installieren. „Es würde auch niemand den Fußboden so lassen. Ich möchte ihn nur abschleifen und wachsen, ihn so belassen, dass er weiter knackt und sich bewegt. Wenn man anfängt, alles rauszureißen und neu zu installieren, ist das Haus tot.“ Es klingt fast nach Karma, wenn Trierenberg sagt: „Es ist kein Zufall, dass ich gerade Zeit, zum Glück die Mittel und die Lust habe, das zu machen, und dann kommt dieses Haus daher. Ich sammle keine Kunst – dann sei es das.“

Trierenberg hat Überlegungen beendet, eine öffentliche Institution oder ein Museum hinzuzuziehen, er möchte freie Hand behalten. Ein Museum im klassischen Sinn schwebt ihm ohnehin nicht vor. „Ein Schaukasten soll es nicht sein. Sondern ein lebendiges Haus, in dem man hören kann, was es zu erzählen hat: vom Architekten, der Familie, denn das ist Geschichte des 20. Jahrhunderts, vor allem aber über Architektur.“

Drei „Nutzungsebenen“ sind angedacht: Man soll das Haus besuchen können, gegebenenfalls mit Führungen oder Ausstellungen. Zweitens soll es ein Ort für Veranstaltungen sein, Symposien, kulturelle, wissenschaftliche Veranstaltungen bis hin zu privaten Feiern. Schließlich sollen im Dachgeschoss vier Zimmer entstehen, die man tageweise buchen kann. „Die Idee ist, nicht nur zu übernachten, sondern auch den Abend zu verbringen, vielleicht Freunde einzuladen, das Haus einen Tag lang privat zu nutzen.“ Letztlich wäre es ein Ziel, dass die laufenden Kosten getragen werden. Doch stehe das nicht an erster Stelle, einen wirtschaftlichen „Turnaround“ erwartet Trierenberg nicht. Das Anwesen gehört auch nicht ihm, sondern der von ihm gestifteten gemeinnützigen Villa Beer Foundation, deren Geschäftsführer er ist.

Freilich muss noch viel getan werden. Robinien sollen wieder gepflanzt werden. Der Keller ist feucht, soll aber als Lager und für Infrastruktur genutzt werden. Das Dach ist leck. Der Fassadenanstrich schwitzt, die Böden bröseln. Wie soll es möbliert, wie die Geschichte dargestellt werden? Wie organisiert und kanalisiert man Nutzung und Besucher? Immerhin, ein Symposium, eine Buchvorstellung und die Präsentation eines Designstuhls haben im September schon dort stattgefunden.

Wie kam ihm nun „dieses Haus daher“? Zufällig bezog er während der Pandemie ein neues Büro in dem Haus, in dem Josef Frank viele Jahre gewohnt hatte, sagt Trierenberg. Als er sich daraufhin mit ihm beschäftigte, sei er auf das Verkaufsangebot für die Villa Beer gestoßen. Das habe ihn fasziniert, denn ihm sei aufgegangen, dass er das Haus genau kenne. „Um die Ecke bin ich aufgewachsen.“

Ja, es gibt diese Häuser: Man sieht im Vorbeifahren hin, und dann... ◀

MR MARVIS
AMSTERDAM



NEU: DIE CORDS GERIPPT, ELEGANT & BESTÄNDIG

Die Cords sind unsere Idee der idealen Cordhose. Sie halten Dich in den kalten Monaten warm und lassen Dich gleichzeitig gut aussehen. Das super weiche und dehnbare Material besteht aus GOTS-zertifizierter Bio-Baumwolle und etwas stretchigem Lycra. Das gerippte Material und das moderne Design sorgen für den eleganten Look. Jetzt erhältlich in neun Farben. Welche wählst Du?



BESTELLE JETZT AUF [MRMARVIS.DE](https://www.mrmarvis.de)



Die Schmuckstücke der Capsule Collection Jack de Boucheron Ultime sind aus Cofalit gemacht, einem Abfallprodukt der industriellen Fertigung. Die Botschaft: Auch Nutzloses kann einen Wert haben.



Schön verpackt und doch nachhaltig: Das Münchner Start-up PÄPYDO produziert Geschenkpapier aus Gras, das zudem komplett kompostierbar ist. So hinterlässt das große Auspacken an Weihnachten kein schlechtes Gefühl.

Dinge, Menschen, Ideen, Orte und weitere Kuriositäten

zusammengestellt von
Anke Schipp

136



Diesmal keine Sneaker: Das Sportswear-Label BSTN hat für Roeckl Handschuhe aus Nappaleder entworfen.

Das Genie

25 Jahre ist es her, dass Gianni Versace vor seiner Villa in Miami erschossen wurde. Seine Marke existiert immer noch, aber viele wissen gar nicht mehr, wer der Süditaliener war, der in der Nähstube seiner Mutter alles über Stoffe und Schnitte lernte. Wie wurde er zum Superdesigner der Achtzigerjahre, und wie sehr prägen seine extravaganten Entwürfe die Mode bis heute? Antworten gibt die Gianni-Versace-Retrospektive im Groninger Museum (3. Dezember 2022 bis 7. Mai 2023).



Analysiert und für gut befunden: The North Face hat seine erste zirkuläre Kollektion entworfen, in der jeder Rohstoff eines Kleidungsstücks so ausgewählt wurde, dass er am Ende recycelt werden kann.



Die robuste Decke von Maus Haus x VOITED hält überall warm: beim Campen, Grillen und Fernsehen mit ausgeschalteter Heizung. Entworfen hat die Decke Blue Mountain die australische Künstlerin Claudia Osborn.



Statt Tasche: Orange ist nicht nur die Farbe des Herbsts, sondern auch die Hausfarbe von Hermès, hier als Nagellack.

Kaschmir kennen viele als Pullover, aber als T-Shirt? Geht auch! Die Modelle der edition 23 von extreme cashmere sind leicht und doch wärmend. Möglich macht's die Mischung aus Kaschmir und Baumwolle.



Vier Gläser, vier Größen, doch alle haben das gleiche Volumen und sind stapelbar. Wie die Karaffe aus Kristallglas (von Aarke).



Die Prints des amerikanischen Künstlers Daniel Arsham erinnern an Zeiten, als Koffer noch mit Etiketten beklebt wurden. Die limitierte Rimowa-Edition gibt es in Silber und Schwarz.

Foto: Krenzler

Kann Radio dein Zuhause gestalten?

Jetzt schon: Brillux Radio.
Colour your life!

Jetzt hören über DAB+ oder App



www.brillux.radio





Seit mehr als 20 Jahren führt Maddalena Vianello Besucher in die Geschichte der Textilmanufaktur ein. Auf Anfrage können Showroom (links) und Weberei besichtigt werden. Vormittags trifft man an den Webstühlen Mitarbeiterinnen wie Gloria d'Este (ganz unten) an.

Weben und weben lassen

Von Petra Schaefer

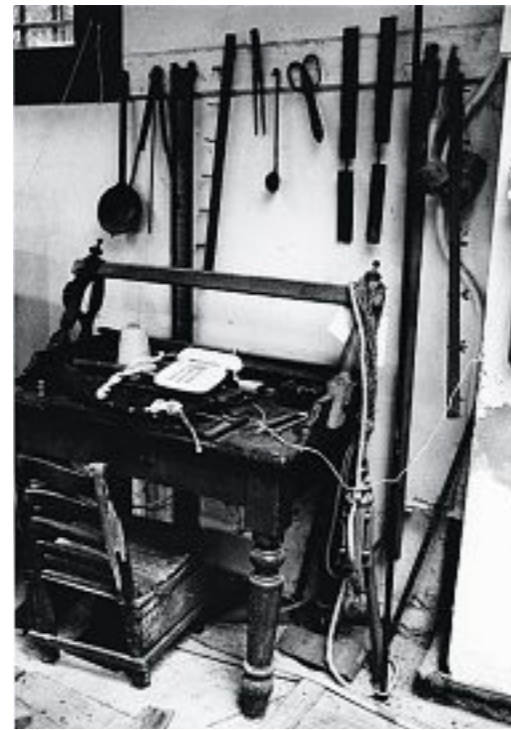
Fotos Barbara Klemm

In Venedig wird weiter für die Haute Couture gearbeitet – mit der Hand.

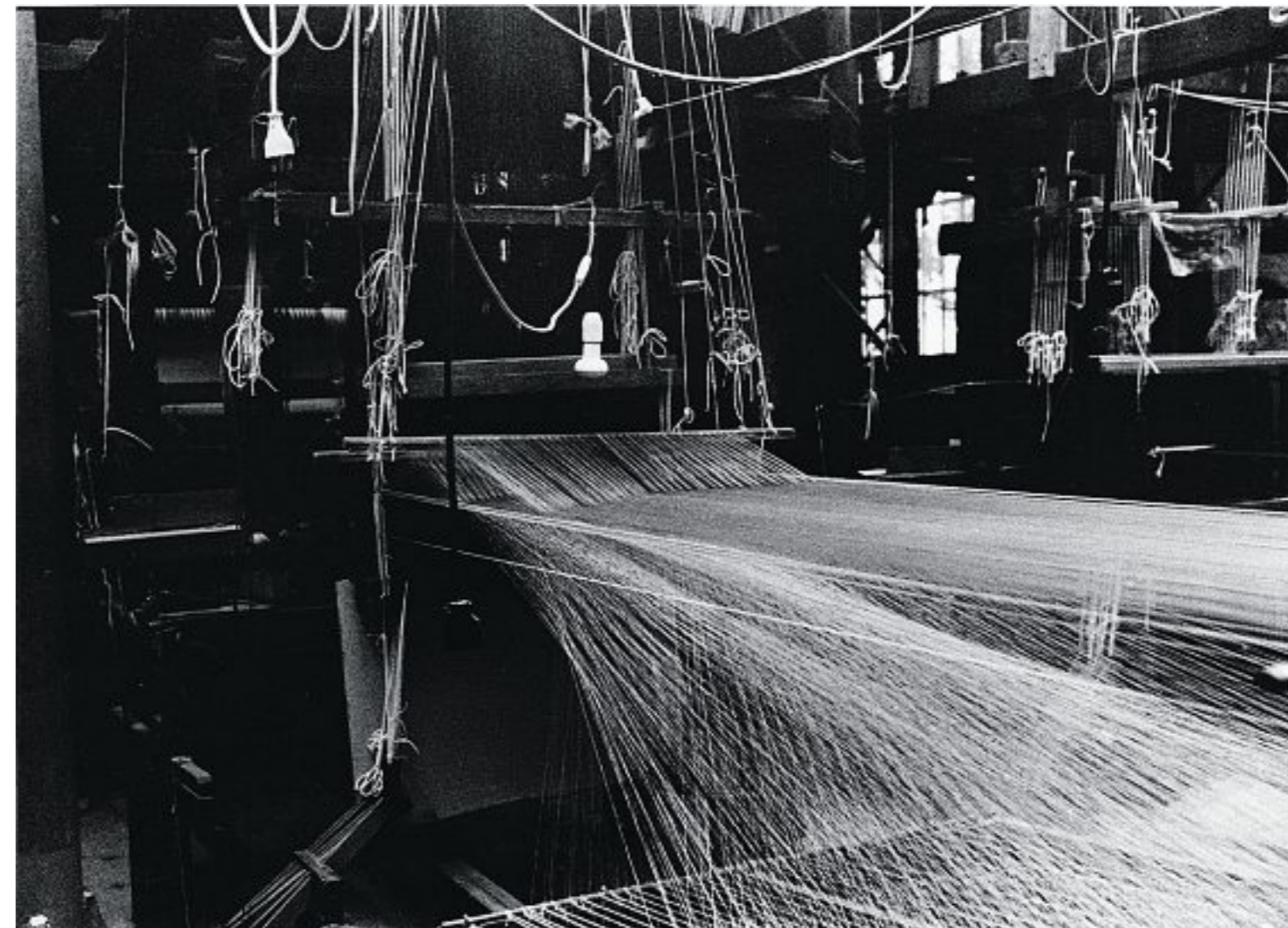
Zuweilen hängt es an einem seidenen Faden, ob ein Vorhaben gelingt. In der Textilmanufaktur Luigi Bevilacqua in Venedig sind es Tausende seidene Fäden, die täglich reißen können. Umso faszinierender, mit welcher Selbstverständlichkeit die jungen Frauen an den Webstühlen gerissene Fäden verknoten und weiterverarbeiten. In der *fabbrica*, der Weberei, herrscht konzentriertes Schweigen, das durch das Rattern der Jacquardmaschinen und das Klappern der schweren Holzstangen durchbrochen wird. Zentimeter für Zentimeter werden im Herzen der Lagunenstadt – die Werkstätte befindet sich unweit der Rialto-Brücke – halbmaschinell wertvolle Samt- und Brokatstoffe gefertigt. In der großen Halle im Santa-Croce-Viertel, in der die Sonne durch die Oberlichter scheint, hat man für einen kurzen Moment das Gefühl, die Zeit sei stehen geblieben. Bis an die Decke ragen das überbordende Musterarchiv und die hölzernen Gerätschaften: eine Spinnmaschine, eine riesige vertikale Fadenmaschine und eng an eng gestellte Webstühle.

Was aussieht wie Relikte einer vergangenen Epoche, kommt täglich zum Einsatz. Das bezeugen auch die herumliegenden Garnstränge, Rollen und die vielen vertikalen und horizontalen Fäden, die in den Webstühlen über- und ineinander verlaufen. Dafür, dass die Manufaktur im 21. Jahrhundert gut in Schuss ist, sorgt Emanuele Bevilacqua, der sich das nötige Know-how angeeignet hat. Der Enkel der Gründerfamilie, die 1875 das Equipment einer Seidenweberei im Castello-Viertel angekauft und bis heute gerettet hat, kümmert sich mit handwerklichem Geschick um die 24 noch existierenden Webstühle, die abwechselnd genutzt werden.

Eine Weberei in dem distinktierten Viertel zwischen Patrizierpalästen und Kirchen, Plätze und Kanälen? Vom Corte, einem kleinen



// Die Weberinnen, die teilweise schon seit Kindesbeinen mitgearbeitet hatten, führten sie mündlich in die – schriftlich nicht überlieferte – Technik ein. //



Je nach Stoffmuster werden bei Bevilacqua zwischen 400 und 1600 Seidenfäden auf einen Webstuhl aufgezogen. Allein der Aufbau dauert mehrere Wochen.

Vorplatz, taucht man in eine längst vergangene Epoche ein. Im 16. Jahrhundert, als der internationale Seidenhandel Hochkonjunktur hatte, gab es unzählige Webereien in der Stadt. Bevilacqua ist die letzte verbliebene Manufaktur in der ehemaligen Löwenrepublik.

Es ist dem unternehmerischen Mut und der Beharrlichkeit der Familie zu verdanken, dass dieses Handwerk in Venedig überdauert. Als vor zwei Jahrzehnten aufgrund der Überalterung der Weberinnen die Schließung drohte, konnten junge Mitarbeiterinnen wie Gloria d'Este angelernt werden. Die Venezianerin hatte gerade die weiterführende Kunstschule Istituto d'Arte absolviert und wurde drei Jahre lang ausgebildet. Die Weberinnen, die teilweise schon seit Kindesbeinen mitgearbeitet hatten, führten sie mündlich in die Technik ein, die schriftlich nicht überliefert ist. Dabei schaute Gloria d'Este lange nur zu, denn die Weberei erfordert nicht nur einen hohen körperlichen Einsatz, sondern auch höchste Präzision. Ein falscher Schnitt kann nicht korrigiert werden und ruiniert das komplette Muster.

Dass sich um die Jahrtausendwende trotzdem einige junge Frauen für das Handwerk begeistern konnten, liegt sicher auch an den guten Arbeitsbedingungen. Gewebt wird nur halbtags, in der übrigen Arbeitszeit bereitet man es vor. Es dauert mehrere Wochen, bis die Fäden in einen Webstuhl eingespannt sind. Je nach gewünschter Stoffdicke variiert die Zahl zwischen 400 und 1600 Fadenläufen. Doch die Weberinnen fädeln auch Garne auf, übertragen Designs auf Lochkarten und weisen Interessenten ein. Für das seit sechs Jahrzehnten in Venedig tradierte Handwerk sind sie Hüterinnen eines Geheimwissens und Teil eines einzigartigen Gesamtkunstwerks. Dass sie keine männlichen Kollegen hat, erklärt Gloria d'Este damit, dass es den bisherigen Bewerbern an Durchhaltevermögen mangelte.

Gleich neben der Werkhalle befindet sich das Haupthaus der Tessitura Bevilacqua mit dem Showroom, in dem die fertigen Stoffbahnen präsentiert werden. Die Auswahl reicht quer durch die venezianische Kunst- und Textilgeschichte. Die Augen quellen fast über beim Blick auf die byzantinischen Löwen, die gotischen Rosetten, die springenden Tierfiguren der Frührenaissance, die barocken Architekturphantasien und die asymmetrischen Rokoko-Kompositionen bis hin zu den geometrischen Jugendstilmustern.

Zu den Klassikern zählen auch die Leopard- und Tigermuster, die auf ein Design der Zwanziger- und Dreißigerjahre zurückgehen und heute aktueller sind denn je. „Wir haben stets zwei Webstühle dafür reserviert“, sagt Gloria d'Este, „sie gehören zu den erfolgreichsten Dauerproduktionen.“ Gefertigt werden aus den kostbaren Stoffen nicht nur Wandbespannungen, Möbelbezüge und Kissen, sondern auch Accessoires. Eine junge Designerin entwirft für das Ladengeschäft Pantoffeln, Taschen, Schlüsselanhänger und sorgfältig gebundene Notizbücher.

Der Palazzo liegt verkehrsgünstig am Canal Grande, und den Showroom können die Kunden per Boot erreichen, sodass namhafte Designer, Innenarchitekten und Privatkunden ihre Anonymität wahren. Die ikonischen Designs der handgewebten Bevilacqua-Stoffe erkennt man mitunter in den Kollektionen der Haute Couture wieder, wie zuletzt bei der spektakulären Schau von Dolce & Gabbana im August 2021 auf dem Markusplatz in Venedig. Das italienische Duo ist langjähriger Kunde von Bevilacqua und hat ein Faible für modische Revivals und Stilmix. In der Kollektion im Frühjahr/Sommer 2000 schickten sie erstmals Models in Bustier und Miniröcken mit dem byzantinischen Löwenmuster von Bevilacqua über den Laufsteg. Für die Herrenkollektion Herbst/Winter 2018 schufen die beiden mit dem goldgewirkten blauen Damast „Giardino

Craquelé“, der auf ein barockes Stoffmuster rekurriert, einen dreiteiligen Anzug mit einer Jacke, die einem Cutaway ähnelt. Eine weiße Schärpe mit Goldfransen und ein goldener Lorbeerreif komplettierten den prinzenhaften Look, passend zu den Traumroben der Damenkollektion, die am Markusplatz defilierten.

Während Dolce & Gabbana auf die historischen Muster zurückgreifen, lassen andere Unternehmen bei Bevilacqua eigene Designs herstellen. Zu den elegantesten gehört das pinkfarbene Rautenmuster auf hellem Grund mit dem Doppel-G-Logo von Gucci. Am bekanntesten ist die ironische Neuinterpretation eines Grotteskenmusters im Rokoko-Stil des in Venedig lebenden Designers Philippe Starck. Er ersetzte in dem aufwendigen Muster die Gorgonen-Köpfe durch die Porträts der Restaurant-Magnaten Massimiliano und Raffaele Alajmo. Mit dem pompösen Brokat statteten die Alajmo-Brüder im Jahr 2018 ihr Sternrestaurant im legendären „Caffè Quadri“ am Markusplatz aus. Nach einem Caffè al banco, einem Espresso an der Bar im Erdgeschoss, kann man im Treppenaufgang einen Blick auf die ausgefallene Kreation werfen.

Bei genauerer Betrachtung fällt auf, dass der dort verwendete Stoff flacher gefertigt ist und im Gegenlicht weniger Hell-Dunkel-Kontraste aufweist als die in der Weberei halbmaschinell gefertigten Modelle. Das liegt daran, dass dieser Großauftrag zwar in Venedig entwickelt, aber im Firmensitz von Bevilacqua in Conegliano bei Treviso maschinell gefertigt wurde. Wie andere große Textilfirmen bedienen auch die Venezianer den weltweiten Textilmarkt und sind in den großen internationalen Städten in Fachgeschäften vertreten, in Deutschland in München, Köln und Hamburg. Das ist die Mischkalkulation der venezianischen Kaufmannsfamilie Bevilacqua – so überdauert das Kleinod am Campo San Zandegola als Manufaktur. ◀



Pasta Nixda Von Matthias Rüb

Italien streitet über die Nudel-Zubereitung: Soll man Pasta weiter im offenen Topf kochen? Oder energiesparend bei geschlossenem Deckel?

Noch ist in Italien der Pizza-Krieg nicht beendet, da hat schon der Pasta-Zank begonnen. In beiden Fällen geht es ums Geld und ums Ganze. Den Streit um die Pizza, die seit 2017 von der UNESCO als immaterielles Weltkulturerbe Neapels anerkannt ist, hat wesentlich der Unternehmer und Sportmanager Flavio Briatore hervorgerufen – der in Deutschland vor allem durch seine Beziehung zu Heidi Klum notorisch wurde.

Briatore, der mit der süditalienischen Region Kampanien und deren Hafenmetropole gar nichts zu tun hat, sondern aus dem Piemont im Nordwesten stammt, hat mit seiner neuen Restaurantkette „Crazy Pizza“ den stolzen Pizzaioli Neapels buchstäblich den Kulturkrieg erklärt. In den Filialen von „Crazy Pizza“ – nach London, Mailand, Monte Carlo, Riad, Rom und Porto Cervo auf Sardinien soll demnächst auch eine in Neapel eröffnet werden – kostet die Margherita mindestens 14 Euro. In den traditionsreichen Pizzerien Neapels, wo der Klassiker 1889 vom Chef-Pizzaiolo Raffaele Esposito bei „Brandi“ zu Ehren von Königin Margarethe von Italien kreiert wurde, zahlt man dafür vier bis vielleicht sechs Euro. Briatore ließ ausrichten, eine Margherita zu vier Euro müsse selbst in Neapel „schwach“ sein, weil sie nur aus billigsten Zutaten bestehe, während die Margherita bei „Crazy Pizza“ so exquisit sei wie die feinsten Ingredienzen.

Aus Neapel schallte es zurück, die vierte maßgebliche Zutat der Margherita sei neben

dem grünen Basilikum, dem weißen Mozzarella und den roten Tomaten – entsprechend den Farben der italienischen Trikolore – die Ehrlichkeit, und die fehle bei Briatore ganz gewiss.

Der Pizza-Ökonom Michele Armano hat errechnet, dass ein Pizzaiolo in Neapel qualitativ anspruchsvolle Zutaten für eine Margherita zum Großhandelspreis von etwa zwei Euro einkaufen könne, um daraus dann eine hochwertige Pizza für vier bis sechs Euro zu backen. In die Liste „50 Top Pizza Italia 2022“, das weithin anerkannte Ranking der besten Pizzerien des Landes, haben es die Filialen von „Crazy Pizza“ übrigens nicht geschafft. Wohl aber viele Pizzaioli aus Neapel und Umgebung.

Nun also der Pasta-Zank. Auf der einen Seite der Front stehen Naturwissenschaftler, der Nudelmulti Barilla und die Regierung, auf der anderen Seite berühmte Sterne-Köche sowie Millionen am eigenen Herd. Es geht um das „passive Kochen“, mit dem die Italiener bei der Zubereitung des „Primo“, des ersten Gangs beim Mittag- und Abendessen, die zuletzt so teuer und knapp gewordene Energie und damit viel Geld sparen sollen. Giorgio Parisi, Physiker an der Universität La Sapienza und Nobelpreisträger von 2021, gab Anfang September folgende Anleitung zum Nudelkochen: Wasser zum Kochen bringen, Pasta hineingeben, Deckel auf den Topf. Herd am besten sofort oder spätestens nach zwei Minuten abdrehen und die Nudeln „al dente“ (bissfest) werden lassen, und zwar etwa eine Minute länger als bei der traditionellen Kochmethode im sprudelnd heißen Wasser im offenen Topf. „Damit spart man mindestens acht Minuten lang Gas oder Strom“, rechnete der Wissenschaftler vor. Das seien 47 Prozent weniger Energieverbrauch pro Nudelkochvorgang.

Das Unternehmen Barilla aus Parma, Weltmarktführer in der Pasta-Produktion, schloss

Besser ohne Deckel: Doch auch beim Pastakochen denkt mancher neuerdings ans Energiesparen.

sich Anfang Oktober mit einem leicht variierten Vorschlag dem Aufruf zum „passiven Kochen“ an (die ersten zwei Minuten darf der Topf offen bleiben). Barilla rechnet vor, dass täglich auf der Welt rund 438 Millionen Portionen Pasta verzehrt würden. Wer seine Nudeln „passiv kochend“ und damit energiesparend zubereite, setze damit „ein Zeichen der Liebe für unseren Planeten“, schreibt Barilla ins Poesiealbum der globalen Pasta-Gemeinde. Naturgemäß ist auch der italienische Umweltminister Roberto Cingolani, ausgebildeter Physiker wie Parisi, ein Anhänger des „passiven Kochens“. Rechtzeitig zum Herbst hat die Regierung Maßnahmen zur Begrenzung des Energieverbrauchs erlassen, unter anderen wird in öffentlichen Gebäuden die Raumtemperatur reduziert und die Heizperiode verkürzt. Zu den Empfehlungen zum weiteren freiwilligen Stromsparen gehört auch das „passive Kochen“.

Der Starkoch Antonello Colonna, der einige Jahre für italienische Ministerpräsidenten gekocht hat und heute in seinem „Resort & Spa“ in Labico bei Rom ein Restaurant mit Michelin-Stern betreibt, ist nicht überzeugt. „Die bei abgestellter Herdplatte zubereiteten Pasta sind weder gekocht noch roh, sie sind undefinierbar, wie Gummi“, sagt Colonna und spricht von einem „Attentat auf den Geschmack“. Er empfiehlt, dass jeder daheim die Nudeln koche, wie sie ihm am besten schmecken – und wie es die eigene Strom- oder Gasrechnung am besten verträgt. Für die Gastronomie sei das „passive Kochen“ keine Option. Das sieht auch Zwei-Sterne-Koch Gennaro Esposito aus Neapel so. Energie könne man auf hundert Weisen sparen, zumal beim Heizen, sagt Esposito. „Aber ein Pasta-Gericht zuzubereiten ist Liturgie. Nudeln werden rehydriert, indem sie so lange in siedendem Wasser bleiben, wie es eben nötig ist.“ Anders ausgedrückt: Kochen ist keine Wissenschaft, sondern Kunst. ◀



JAB ANSTOETZ Group – Wohnstoffe und Teppiche, In- und Outdoor, Sonnenschutz, Bodenbeläge, Polstermöbel, Polsterbetten sowie Wohnaccessoires. Entdecken Sie die Vielfalt auf www.jab.de oder in den Showrooms in Bielefeld, Berlin und München.

JAB
ANSTOETZ
GROUP



FOTO: PICTURA ALLIANCE (2), IMAGO

Wenn sich Bilder des Schwerts vermischen: im Hintergrund der japanische Schriftsteller Yukio Mishima, davor Schauspielerin Uma Thurman in Quentin Tarantinos Film „Kill Bill“.

Der Fluch des reinen Schwerts

Aus der Popkultur ist der japanische Schwertmythos längst nicht mehr wegzudenken. Dabei ist er bis heute Projektionsfläche für reaktionäres Gedankengut und Geschichtsvergessenheit.

Von Axel Weidemann



Für viele massentaugliche Spielarten der Fiktion – und auch der Realität – gilt vor allem eines: „The Rule of Cool“. Die Herrschaft des Coolen besagt grob, dass der Wille zum Aussetzen der Ungläubigkeit in Bezug auf ein bestimmtes Erzählelement proportional zu dessen „Awesomeness“ wächst, seiner Ungeheuerlichkeit. Ein exemplarischer Dialog zwischen Produzenten- und Rezipientenseite lautet in etwa so: „Feuerspeiende Dinosaurierroboter von einem fremden Maschinenplaneten?“ – „Hell, yeah!“ (aus „Transformers: Age of Extinction“, 2014).

Ein fundamentales Gesetz der „Rule of Cool“ wiederum besagt: „Schwerter sind cooler als Feuerwaffen.“ Und die popkulturelle Mutter aller Klingensorten ist das japanische Schwert. Warum? Exotische Waffen sind auf Bildschirmen und Leinwänden immer Trumpf (außer in Japan), sie sind der einfachste Weg, ihren Träger zu adeln, selbst wenn er bei Licht betrachtet eine Pfeife ist. Denn mit einem japanischen Schwert ist man bis auf wenige Ausnahmen stets cooler als ohne. Und: In der westlichen Wahrnehmung ist ein japanisches Langschwert immer ein Katana, obwohl es sich dabei nur um die Art der Montierung der Klinge handelt.

Welche Qualitäten hat das Katana in der Popkultur? Es agiert jenseits physikalischer Gesetze, ist von überirdischer Schärfe, schneidet sauberer als jeder Präzisionslaser – durch alles, auch durch Flugzeuge. Die derart zerschnittenen Dinge oder Personen behalten immer noch ein paar Sekunden ihre Form, bevor sie entlang der sauberen Schnittlinien auseinanderfallen. Wer ein Katana trägt, ist so lange unbesiegt, bis er auf jemanden trifft, der auch ein Katana trägt. Besser als das Katana ist nur eines: das geschwungene Übungsschwert (Bokuto) oder der Stock, als Platzhalter für das Katana. Kennzeichen jener Schwertheiligen, die selbst ein Katana sind, also keines mehr brauchen, um zu bestehen.

Das japanische Schwert und seine Überlegenheit manifestierten sich im Westen früh im Comic-Format: Stan Sakais furchtloser Hasen-Leibwächter („Usagi Yojimbo“, 1984) trägt eines, Leonardo, der Anführer der „Teenage Mutant Ninja Turtles“ (Kevin Eastman und Peter Laird, 1984) schwingt zwei. Der Comicverlag DC benennt 1983 gleich eine plakative Heldin

nach der „seelenverschlingenden“ Waffe, die sie führt: Katana. Marvels Wolverine schlägt sich streckenweise mit einem Schwert des gefürchteten japanischen Schwertschmieds Muramasa durch, der es wie viele seiner verfluchten Klängen ebenfalls zu popkultureller Berühmtheit gebracht hat. Muramasas Schmiedekunststücke, einst durch den Shogun Tokugawa Ieyasu geadelt und später verdammt, verkörpern die unreine Seite des japanischen Schwerts, seine Klängen gelten als blutdürstig und gemein: Yōtō (böse Schwerter) werden nicht geführt – sie führen.

Doch derlei Verweise auf die dunkle Seite des Schwerts gehen häufig in Film und Fernsehen und der „Rule of Cool“ unter. Dazu hat ein Regisseur wie Quentin Tarantino mit seiner Hypermystifizierung beigetragen, die schon im Film „Pulp Fiction“ (1994) beginnt und in „Kill Bill“ (2003) ihren Höhepunkt erlebt, wie auch das alles schneidende Lichtschwert der „Star Wars“-Filme. Unvergessen in ihrem Kitsch ist die Schwertszene in „Bodyguard“ (1992) mit Whitney Houston und Kevin Costner, in der Houston als Sängerin Rachel Marron das Schwert von der Wandhalterung nimmt, vom Glanz seiner Klinge geblendet wird und schließlich ihr Halstuch einbüßen muss, als Costner das Textil auf die Klinge fallen lässt, die es geräuschlos in zwei Stücke teilt.

Scurrile bis denkwürdige Auftritte hat das japanische Schwert in: „Kalter Hauch“ (1972), „Buckaroo Banzai“ (1984), „Highlander“ (1986), „Blade“ (1998), „Matrix Reloaded“ (2003), „Transporter – The Mission“ (2005), „Rush Hour 3“ (2007), „G.I. Joe – Geheimauftrag Cobra“ (2008), „Ready Player One“ (2018), „John Wick: Parabellum“ (2019), „Westworld“ (Staffel 2 und 3, 2018, 2020) und „Cowboy Bebop“ (Live-Action, 2021). Letztere Serie schlägt die Brücke zum aktuell natürlichen Habitat des japanischen Schwerts, dem japanischen Zeichentrickfilm (Anime), in dem die Überlegenheit japanischer Klängen zum guten Ton gehört. Kaum je wird sie so schön inszeniert wie in den Filmen der „Lupin III“-Reihe, in denen der Schwertmeister Goemon mit seinem Zanetsuken (dem Eisen schneidenden Schwert, im Manga ursprünglich Ryusei, also Sternschnuppe) alles zerteilt, was ihm in die Quere



Gestern und heute: im Hintergrund ein japanischer Offizier mit Schwert in den Dreißigerjahren, vorne eine Figur aus dem in Japan erfolgreichen Videospiel „Touken Ranbu“.

Foto: Matthias, DMM Images

kommt, nur um sich danach zu beschweren, dass er wieder nur „triviale Dinge“ („tsumaranai Mono“) zerschnitten habe – selbst wenn ein Luxuskreuzfahrtschiff darunter ist.

Neben entsetzlich bis herrlich stereotypen Rollen in Musikvideos (schönster deutscher Beitrag: Farin Urlaub's „Sonne“) ist das Katana vor allem auch in Videospielen von „Shadow Warrior“ bis „Cyberpunk 2077“ die Waffe der Wahl – und nicht selten eines der begehrtesten, weil stärksten Artefakte.

REALE GRAUSAMKEITEN

Doch selbst wenn der Mythos des japanischen Schwerts in der Popkultur vereinzelt (früh durch „Ein Fisch namens Wanda“, 1988) wenn schon nicht kritisch betrachtet, so zumindest durch den Kakao gezogen wurde, lässt sich über all die glänzenden Gastauftritte des Schwerts trefflich vergessen, für welche realen Grausamkeiten es steht. Und wie es heute als Symbol für ein cooles, schnittiges Japan fast wie aus Versehen von seiner blutigen Vergangenheit bereinigt wurde, die ebenso zu ihm gehört wie seine Eleganz.

In seinem Aufsatz „Japanische Schwerter als Symbole historischer Amnesie – Touken Ranbu und der Schwertboom in populären Medien“ beschreibt Kohki Watabe von der Universität von Tsukuba unter anderem anhand des in Japan bis heute erfolgreichen Videospieles „Touken Ranbu“ (DMM.com), wie der praktische, also tödliche Aspekt der Schwerter zugunsten symbolischer und ästhetischer Aspekte ins Hintertreffen geraten ist. Im Spiel reist man in die japanische Vergangenheit und haucht berühmten Schwertern Leben ein. Ihre Persönlichkeiten werden durch männliche Anime-Figuren dargestellt. Die Idee stammt aus dem Spiel „Kantai Collection“ von derselben Firma, hier werden Schlachtschiffe des Zweiten Weltkriegs als weibliche Anime-Figuren anthropomorphisiert.

Heute, schreibt Watabe, trügen Spiele wie „Touken Ranbu“ wesentlich zur Ausformung einer selektiven Erinnerung von Geschichte bei. So wird das japanische Schwert zu einem Beispiel dafür, was mit einer Waffe passiert, die ihren praktischen Nutzen längst verloren hat und deshalb zu einer Projektionsfläche für alles Mögliche werden kann – ob Cola-Werbung oder ultrarechte Durchhalteparolen.

Noch während der Meiji-Restauration (von 1868 an), mit deren Beginn das japanische Schwert seinen größten Bedeutungsverlust erfuhr, beriefen sich Japans Intellektuelle auf das Schwert als Symbol eines tugendhaften und reinen Kriegers, um so einen Anker für die nationale Identität zu konstruieren. Wenig später fielen verklärende Schriften wie Nitobe Inazōs „Bushido – The Soul of Japan“ (1900) in Japan zwar durch, sie begeistern aber bis in die jüngste Vergangenheit westliche Leser. In den Dreißigerjahren wurde auch die kaiserliche Armee wieder mit Schwertern im japanischen Stil ausgestattet, die industriell gefertigt wurden – unter anderem in einer Großwerkstatt im Yasukuni-Schrein, in dem jener Soldaten gedacht wird, die seit 1868 für Japan gefallen sind; auch solchen, die heute als Kriegsverbrecher gelten.

Mittels dieser Schwerter, die im Vergleich zu handgeschmiedeten Exemplaren heute kaum großen Wert besitzen, wurden die auf absoluten Gehorsam und Selbstaufgabe reduzierten Ideen des Krieger-Wegs (Bushido) mit den ultranationalistisch abgewandelten Prinzipien des „Kokutai“ verheiratet – eines Begriffs, der ursprünglich Überlegungen zum japanischen „Nationalwesen“ bündelte, der Nationalisten jedoch als intellektuelle Grundlage diente, um die Überlegenheit des japanischen Volks gegenüber anderen Nationen zu rechtfertigen. Im Kern dieser Ideologie stand der reine Stahl der Klingen und ihrer göttlichen Tradition für die Seele des Kriegers, respektive eines ganzen Volks aus Kriegern.

Welche grausamen Blüten die Schwertverherrlichung in Japan trieb, zeigt eine Begebenheit, die sich kurz vor dem Zweiten Weltkrieg ereignete: 1937 berichteten japanische Zeitungen aus Osaka und Tokio von einer Wette zweier Offiziere der Kaiserlichen Armee, die jener gewinnen sollte, der auf dem Feldzug nach Nanking zuerst 100 chinesische Soldaten im Nahkampf mit dem Schwert töten würde. Den patriotischen Jubelberichten zufolge hatten die beiden Soldaten am Ende der Wette 105 beziehungsweise 106 Feinde mit dem Schwert getötet – und wollten daraufhin eine neue Wette mit dem Ziel von 150 tödlichen Schwertstreichen eingehen.

Jenseits der Propaganda hatte die Wette wenig Heroisches an sich: Beide Offiziere kommandierten Artillerieeinheiten, was es höchst unwahrscheinlich macht, dass sie in viele Nahkampfgefechte verwickelt waren. Es liegt nahe, dass die beiden vornehmlich Gefangene oder gar Zivilisten töteten. Propagandistisch ausschlagen konnten das die damaligen Medien aber vor allem, weil das Schwert die zentrale Rolle spielte. Massentötungen mit Feuerwaffen – die ebenso zahlreich vorkamen – hätten keine derartige patriotische Begeisterung hervorgerufen.

Iris Chang, die amerikanisch-chinesische Autorin des Buchs „The Rape of Nanking“, deren Großeltern dem Gemetzel in der chinesischen Stadt nur um Haaresbreite entkamen, beschreibt ähnlich grässliche Tötungswettbewerbe mit dem Schwert. Sie schildert die Erinnerungen des Schustergehilfen Shunsan Tang, der sich aus Neugier aus seinem Versteck wagte, von japanischen Soldaten aufgegriffen und Teil ihres Köpfungswettbewerbs wurde, wie durch ein Wunder jedoch überlebte. Er wurde Zeuge eines Wettkampfs unter japanischen Soldaten, wer am schnellsten töten konnte. Dazu reiheten sie Hunderte aufgegriffener Bewohner von Nanking an zwei Seiten einer rechteckigen Grube auf und teilten sich in zwei Teams à zwei Soldaten auf: „Ein Soldat schlug dem Gefangenen mit einem Schwert die Köpfe ab, während der andere sie auf einen Haufen warf.“ Alles sei sehr schnell gegangen, erinnert sich Tang: „Töten und zählen, töten und zählen.“ Die Soldaten hätten gescherzt und gelacht, einer habe fotografiert.

Die Autorin beschreibt den Wettbewerb in grausamen Details. Tang entging dem tödlichen Streich, indem er sich mit dem Körper seines ermordeten Nebenmanns fallen ließ, denn bisweilen wurden mit dem Schwert nur die Kehlen durchgeschnitten, um Zeit zu sparen. Zusammen mit den Toten wurde er in die Grube geworfen. Danach stachen japanische Soldaten wahllos mit Bajonetten und Schwertern zu, um sicherzugehen, dass niemand mehr am Leben war. Fünf Stiche erlitt Tang, ohne zu schreien. Stunden später fanden ihn zwei Freunde als einzigen Überlebenden.

KULT IM KAISERREICH

Der Schwertkult endete (vorerst) mit der Niederlage des Kaiserreichs. Besitz und Produktion von Schwertern unterlagen danach der Kontrolle der Alliierten. Heute sind Schwerter etwas für Sammler und Liebhaber.

Als der damalige „Asahi Shinbun“-Journalist Katsuichi Honda 1971 eine Reihe von Artikeln über vergessene Kriegsverbrechen der Kaiserlichen Armee veröffentlichte, in der er auch die Offizierswette der „Hundert Schwerttötungen“ aufgriff, wurde die Glorifizierung des Schwerts sogar kurz in ihr Gegenteil verkehrt. Der Autor Shichihei Yamamoto schrieb in einer Erwiderung, die Wette gehöre ins Reich der Kriegslegenden, da die Schwerter gar nicht stabil genug gewesen seien, um mit ihnen 100 Menschen zu töten. Auch der Journalist Akira Suzuki behauptete in seiner in Japan preisgekrönten Serie „Die Illusion des Nanking-Massakers“, es wäre für die beiden Soldaten unmöglich gewesen, unter Kriegsbedingungen jeweils mehr als 100 Feinde derart zu töten. Natürlich ging es Suzuki und Yamamoto dabei um mehr als diese eine Wette: Sie versuchten, die Gräueltaten japanischer Soldaten an sich zu verschleiern.

Im Jahr 2003 wurden einige Zeitungen sowie Katsuichi Honda, der sich dafür stark macht, dass japanische Kriegsverbrechen in seinem Land nicht unter den Teppich gekehrt werden, von den Töchtern der beiden Offiziere verklagt. Sie bezogen sich ebenfalls auf die angebliche Untauglichkeit der Schwerter und vermuteten übermütige Kriegsberichterstatte hinter der Geschichte. Die japanischen Richter wiesen die Klage jedoch ab. Die Anwältin der Töchter, Tomomi Inada, machte danach unter Premierminister Shinzō Abe Karriere in der Politik und wurde später Verteidigungsministerin.

Kohki Watabe schreibt in seinem Aufsatz über das Videospiel „Touken Ranbu“, dass auch dieses Verfahren dazu beigetragen habe, den symbolischen und ästhetischen Wert des Schwerts von seinem materiellen Nutzen und praktischen Einsatz zu entkoppeln. Er schreibt: „Es ist möglich, dass die Klägerinnen durch die Verklärung der Taten der Väter abermals einen symbolischen Raum eröffnet und verstärkt haben, in dem das japanische Schwert wieder mit Ehre und Integrität aufgeladen werden kann.“ Das Verfahren, aber auch die zunehmende Verwendung von Schwertern in der Popkultur zementieren das Verständnis der Waffe als ästhetisches Objekt, dessen Schönheit unangetastet, also rein bleiben muss – auch angesichts historischer Grausamkeiten.

Bis heute tauchen Schwerter in keinem populären Medium in direktem Kontext zu japanischen Kriegsverbrechen auf. Sie dienen als Zierrat. „Der Schatten der japanischen Invasion wurde im ästhetischen Universum japanischer Schwerter institutionell vergessen“, schreibt Watabe. Auch der gescheiterte Putsch des rechten Schriftstellers Yukio Mishima, der sich mit einem Schwert nach vollzogenem Sepukku (dem rituellen Aufschneiden des Bauchs) den Kopf abschlagen ließ, änderte nichts daran, dass das Schwert zunehmend zu einem fiktionalen Spielzeug wurde. Mit Manga-Reihen wie „Rurouni

// Als Symbol für ein cooles Japan wird das Schwert wie aus Versehen von seiner blutigen Vergangenheit bereinigt, die ebenso zu ihm gehört wie seine Eleganz. //

Kenshin“ (seit 1994), in der ein junger herrenloser Samurai (Ronin) die „Lebensspendende Klinge“ für sich entdeckt, mit der schon alte Texte den Einsatz zum Schutz des Nächsten propagierten, sollte das brutale Image der Waffe aufgeweicht werden.

DULDEN UND DURCHHALTEN

Immerhin gehen spätere Anime-Serien wie „Gintama“, in der das feudale Japan auf Außerirdische und ihre fortschrittliche Technologie trifft, die Sache komplexer an. Die Helden, die allesamt an historische Krieger angelehnt und meist wie der Protagonist und Holzscherträger Sakata Gintoki herausragende Schwertkämpfer sind, machen durchaus ihre Erfahrungen mit dem unstillbaren Blutdurst der Klingen. Auch wird in Rückblenden von nicht näher bestimmten Gräueln in kriegerischen Auseinandersetzungen erzählt, die die Kämpfer auch später noch verfolgten.

Gleichzeitig aber werden als Kern ihrer Schwertkunst immer wieder absolute Selbstaufgabe und ungebrochener Wille zum Sieg, wie sie auch während des Kaiserreichs den Eroberungsfeldzug der japanischen Armee befeuerten, ins Zentrum opulenter Bildwelten gerückt. Hier steht das Schwert für den Kern eines bis heute weitverbreiteten japanischen Selbstverständnisses, laut dem ein Japaner jemand ist, der durchhält, erduldet und dadurch jeden Widerstand brechen kann.

Von 2003 an schickte man sich auch in Hollywood noch einmal an, dem Schwert auf zwei Wegen zu huldigen: Im Film „The Last Samurai“ (2003) lädt Tom Cruise als Amerikaner auf Seiten der Samurai-Rebellen das Schwert noch einmal mit all dem Kriegerkitsch auf, den schon Nitobe in „Bushido – The Soul of Japan“ mit dem Schwert zu verbinden suchte. Quentin Tarantino wiederum machte das Katana in den beiden „Kill Bill“-Filmen zum höllisch scharfen Asia-Gewürz, um seinen Gewaltexzessen wenigstens den Geschmack exotischer Transzendenz zu verleihen. Schwerter sind hier ein cooles Gadget. Ganz im Stil der „Rule of Cool“ tötet und stirbt es sich leichter, wenn ein Katana im Spiel ist – vor allem aber sieht es gut aus. An dieser Waffe bleibt kein Blut haften.

So wird aus einer tödlichen Hiebwaaffe ein hippestes Lifestyle-Accessoire, mit dem sich allerhand Ideen, aber auch Produkte verkaufen lassen. Wer ein Schwert trägt, ist kein Krieger oder Schlichter mehr, allenfalls ein harter, aber stets integrier Typ, ein Samurai, ein Diener – nur eben in cool. So ermöglichen es derart beworbene Produkte dem japanischen Angestellten, sich noch mit den widrigsten Arbeitsverhältnissen zu identifizieren und durchzuhalten. „Zögert nicht, japanische Männer“, heißt es auf einem japanischen Werbeplakat für Coca-Cola Zero von 2007: Cola trinken und dienen als Idee vom guten Leben.

So wird das japanische Schwert zu einer Art Meme in dem Sinn, dass ein bestimmter Bildinhalt sich beliebig mit pointierten Interpretationen jedweder Art verbinden lässt, solange das Vokabular stimmt. In den Nullerjahren schürten Capcoms Videospiele „Sengoku Basara“ und ihre Anime-Adaption das Interesse an den Feudalherren der Sengoku-Zeit (1467 bis 1615), die als smart-schmucke Miltzwanziger mit Kulleraugen und modisch abgestimmten Rüstungen vor allem die Herzen junger Japanerinnen eroberten – zumindest die der sogenannten Reki-Jo (Rekish: Geschichte, Joshi: Frauen), die ohnehin schon Interesse an der Geschichte der „Zeit der streitenden Reiche“ hatten, auf die bis heute im japanischen Schulunterricht viel Wert gelegt wird. Die attraktiven Schwertschwinger beflügelten auch den Tourismus an historischen Stätten und Museen, die sich mit der Sengoku-Periode, ihren Persönlichkeiten und den mit ihnen verbundenen Artefakten auseinandersetzen. Capcom stellt regionalen Tourismusbehörden seine bewaffneten Comicfiguren als Marketinginstrumente zur Verfügung.

Die japanische Regierung erkannte das Potential des Schwerts als Medium japanischer Werte erst später. Zunächst spielte es in der Cool-Japan-Strategie der Landesvermarkter – neben klassischen Werbeträgern wie Sushi, Manga, Kimonos, Töpferhandwerk, Tee, Reiswein oder Robotertechnik – kaum eine Rolle. Auch weil es eine Rarität und kein Konsumgegenstand ist. Bis heute darf ein Schmied nur 24 Waffen pro Jahr auf traditionelle Weise herstellen. Den wahren Symbolwert des Schwerts, also seine beliebige Formbarkeit als „sinnbildender Gebrauchsgegenstand“ (Watabe), überließ die Regierung lange der Kreativ- und Werbeindustrie.

Doch bald schon diente das Schwert nicht nur in der Popkultur, sondern auch in der Politik als Katalysator für das bereitwillige Aussetzen der eigenen Ungläubigkeit in Bezug auf eine bestimmte Erzählweise. Anders gesagt: Jemand, der

ein funkendes Katana in der Hand hält, respektive sich damit schmückt, kann erst einmal sagen, was er will. So wurde in der rechtskonservativen Partei LDP 2018 eigens ein Ausschuss für „Watetsu“ (japanischen Stahl) ins Leben gerufen, der sowohl den besagten Stahl als auch die daraus zu schmiedenden Schwerter und ihre Kultur fördern soll.

Das Ausschussmitglied Hiroshi Yamada, das in sozialen Netzwerken gern sowohl das Massaker von Nanking als auch die japanische Zwangsprostitution im Zweiten Weltkrieg leugnet, kritisierte in einem Facebook-Eintrag unter einem Foto von sich vor der Kriegsflagge der Kaiserlichen Armee und der heutigen Landesflagge, dass die japanische Schwertkultur vor allem durch maschinell produzierte Repliken aus China in Gefahr sei. Und er lobte die Spiritualität des „Bushido“, wie er in der Meiji-Zeit (1868 bis 1912) von fragwürdigen Politinalgikern befördert wurde.

IDEOLOGISCHER UNTERBAU

Eine Frage, die im Hintergrund all der Verwertungsketten stets mitschwingt: Ist ein Schwert ohne seine Schärfe, also sein Potential als tödliche Waffe, überhaupt noch ein Schwert? Beziehungsweise besitzt es noch den gleichen Symbolwert? Im Videospiegel-Hit „Touken Ranbu“ werden berühmte Schwerter und Schwertformen der japanischen Geschichte personifiziert und zu handelnden Figuren gemacht. Wie schon in Capcoms „Sengoku Basara“ kommen attraktive junge Männer im Anime-Stil zum Einsatz, denen bekannte männliche Synchronsprecher ihre Stimmen leihen, und die als Kampfverbände in pseudohistorische Missionen und Schlachten geschickt werden können. Historische Figuren kommen vornehmlich in ihrer Funktion als Träger bestimmter Schwerter vor, über die sich ihre personifizierten Waffen dann austauschen wie zwei Hunde über ihr Herrchen.

„Touken Ranbu“ ist schon zum erfolgreichen Franchise avanciert: Neben neuen Videospieltiteln gibt es Manga- und Anime-Serien, Musicals sowie Filmadaptionen. Auch hier erliegen nicht nur männliche Schwertenthusiasten, sondern vor allem viele Spielerinnen dem Hype. In einschlägigen Foren firmieren sie als „Touken Joshi“ (Schwert-Mädchen). Sie stehen sinnbildlich für die Romantisierung des japanischen Schwerts. Überspitzt ließe sich fragen, ob die deutsche Panzeringenieurskunst, die sicher auch viele Liebhaber hat, sich nicht auf ähnliche Weise vermarkten ließe. Doch ach – auch hier haben die Japaner die Nase vorn: „Tank Girls“ ist nicht nur ein beliebtes Videospiegel in Japan, es gibt dazu ebenfalls zahlreiche Anime-Serien und Filme.

In seinem Aufsatz zu „Touken Ranbu“ zitiert Watabe auch den Entwickler des Spiels, Yūri Shibamura, der angibt, er habe die Spielinhalte „mit äußerster Vorsicht“ entwickelt, um die „Besitzer japanischer Schwerter“ und „Nachfahren historischer Figuren“ nicht zu beleidigen. Wer da noch nicht stutzig wird, dem serviert Watabe ein Zitat von einer Entwicklerkonferenz aus dem Jahr 2015, auf der Shibamura angab, die „Touken Ranbu“-Fans seien Unterstützer der „Großasiatischen Wohlstandssphäre“ (daitōa kyōeiken), jener euphemistisch benannten, vom japanischen Kaiserreich geführten Allianz asiatischer Nationen, die „frei von westlichen Einflüssen“ leben wollten – erdosen vom japanischen Premierminister Konoe Fumimaro und verkündet von Außenminister Matsuoka Yōsuke am 1. August 1940.

Da Shibamura sich explizit auf diesen Begriff bezog, ist anzunehmen, dass „Touken Ranbu“ mit ideologischem Unterbau entwickelt wurde und bewusst auf unbefleckte Episoden japanischer Geschichte rekurriert. Doch wem soll das noch auffallen? Für Watabe ist klar, dass „Touken Ranbu“ einen „erinnerungslosen und revisionistischen Diskursraum schafft, der Spieler die dunklen Seiten japanischer Geschichte strukturell vergessen lässt“. Ironischerweise schlüpft der Spieler jedoch im Spiel in die Rolle eines Shinto-Heiligen, der im Namen der Regierung gegen Geschichtsrevisionisten („Rekish Shusei Shugisha“) kämpft, die versuchen, die japanische Geschichte zu verändern. Für Watabe gehört diese Version des historischen Revisionismus, die es dem Rezipienten erlaubt, sich mit durchweg unbelasteten beziehungsweise geschönten Bildern der Vergangenheit zu beschäftigen, zwar zum Kern des aktuellen Booms japanischer Schwerter (in Japan). Er ist jedoch nicht dessen Ursprung, sondern vielmehr nur Symptom der neuen Formbarkeit als reines Gimmick, als beliebig befüllbares cooles Meme.

Doch ohne seine Fähigkeit zu schneiden ist das Schwert nur ein von sich entfremdeter Ziergegenstand aus aufwendig hergestelltem und bearbeitetem Stahl. Es ist, was es ist, weil es die Lebensgeschichten Einzelner ebenso abschneiden kann wie Geschichte an sich. Auch dort, wo es Leben schützen soll, ist das Schwert ohne den Tod nicht zu denken. ◀

// Aus der tödlichen Hiebwaaffe wird ein hippestes Lifestyle-Accessoire, mit dem sich allerhand Ideen, aber auch Produkte verkaufen lassen. //

the upper house collection

ROHLEDER
HOME COLLECTION

Hochwertige Home-Accessoires von Rohleder.
Made in Germany.

DE 01067 Dresden Spielraum | 10789 Berlin KaDeWe | 14057 Berlin Lakeside Interiors | 20259 Hamburg Cramer Wohnvilla | 28857 Syke Wagner Wohnen | 29227 Celle Möbel Wallach Exklusiv | 30159 Hannover Drähne Einrichtungen | 33824 Werther Timms Einrichtungshaus | 39104 Magdeburg Thies Wohnen & Leben | 40764 Langenfeld W & A Wohnen | 41812 Erkelenz Innenausstattung Deneer | 48165 Münster Blumen Dahlmann | 51375 Leverkusen Home Fashion by Thorsten Mack | 53173 Bonn Cubio Stoffe + Wohnen | 54290 Trier Möbel Schmitz | 56564 Neuwied Die Wohnfabrik by Möbel May | 57072 Siegen Kellersohn Concept | 58636 Iserlohn Raumideen | 65779 Kelheim Stelzer Möbel | 68782 Brühl Wohnstudio Anke Laier | 69120 Heidelberg Stilhouse Interieur | 70173 Stuttgart Breuninger | 70771 Leinfelden-Echterdingen Wohndekor Müller | 73230 Kirchheim/Teck Möbel Rau | 73630 Remshalden Blind Heimtextil & Polsterei | 73760 Ostfildern Geiger & Schlesinger | 76133 Karlsruhe Ligne Roset | 76534 Baden-Baden Heimatliebe | 78333 Stockach Küchenstudio Würst | 80333 München Bettenrid | 81825 München Inneneinrichtung Kraft | 83059 Kolbermoor Toju Wohnen | 85057 Ingolstadt Leitinger | 86825 Bad Wörishofen Barth Wohnkultur | 88427 Bad Schussenried Krug Raumaussattung | 91054 Erlangen Dörfler - Internationale Wohnkultur | 92318 Neumarkt i. d. Oberpfalz Die Einrichtung Pröbster | 93047 Regensburg Ligne Roset am Arnulfplatz | 94116 Huthurm Wohnen & Leben Schiermeier | 99444 Blankenhain by Land Möbelstudio

A 2345 Brunn / Gebirge Wohndesign Maierhofer Designbase | 4600 Wels XM Einsiedler Möbel | 5020 Salzburg Gehmacher Home | 5580 Tamsweg Mayr Wohndesign | 6830 Rankweil Lifestyle-ES
CH 3360 Herzogenbuchsee Steffen Raumkonzepte | 5400 Baden Atmosfär | 9326 Horn La Maison Kumari

Meterware: www.saum-und-viebahn.de



Foto: Carolyn Cole/Photo12.com

Filmreif

Von Christiane Heil

Fotos Malte Sänger

Im Academy Museum in Los Angeles sind einige der berühmtesten Requisiten der Filmgeschichte zu sehen. Wie sie erhalten werden, ist eine Kunst für sich.



Wie im Film:
Im Museum der Academy of Motion Picture Arts & Sciences wird Hollywoods Vergangenheit lebendig.

// Amerikas größtes Filmmuseum soll helfen, Relikte aus mehr als 100 Jahren Hollywood zu bewahren. //

Die wenigsten Besucher verirren sich in das Untergeschoss des Academy Museum. Das liegt schon an dem, was der Bau an der Miracle Mile in Los Angeles über der Erde zu bieten hat. Den Holzschlitten Rosebud aus Orson Welles' Klassiker „Citizen Kane“ zum Beispiel, eine Leihgabe des Filmemachers Steven Spielberg. Oder das berühmte Blumenkleid, das die Schauspielerin Florence Pugh als Maikönigin in Ari Asters Horrordrama „Midsommer“ trug. Und den mit Wunden übersäten Silikonorso, den Leonardo DiCaprio nach dem Bärenangriff in dem Historienthriller „The Revenant – Der Rückkehrer“ während der Dreharbeiten täglich anlegte – eine Kreation der Kostümbildnerin Siân Grigg mit Brusthaar, blasser Haut und versteckten Schläuchen, um DiCaprio auf seinem Weg in die Zivilisation immer wieder bluten zu lassen.



Im Untergrund: Im Atelier im Keller des Museumsbaus werden alte Filmrequisiten vor dem Verfall bewahrt.



Im Detail: Die Arbeit der Restauratoren beschränkt sich aufs Nötigste – die Stücke sollen möglichst nah am Original bleiben.



Die Relikte der Filmkunst stehen oben, in den Glasvitrinen des Museums der Academy of Motion Picture Arts & Sciences (AMPAS), in warmem, fast andächtigem Licht. Unten, im Keller des historischen Baus, werden die Besucher von kaltweißen Brandschutztüren geht es in einem Labyrinth von Fluren zu den zumindest auf den ersten Blick glanzlosesten Räumen des Museums, ins Restaurierungsatelier. „Besucher“, sagt die Kuratorin Jessica Niebel, „empfangen wir hier unten eher selten. Genau genommen nie.“

Dabei zählt das nach der Hollywood-Diva Debbie Reynolds benannte Atelier zu den Herzstücken des Academy Museum. Schon vor der Eröffnung im September hatte die amerikanische Filmakademie angekündigt, nicht nur Requisiten, Kostüme und Kamera-Equipment auszustellen. Amerikas größtes Filmmuseum soll auch helfen, Relikte aus mehr als 100 Jahren Hollywood-Geschichte zu retten. „Viele Stücke haben Jahrzehnte auf Dachböden oder in Kellern verbracht, sind verstaubt, beschädigt oder brüchig geworden“, sagt Niebel.

Auch dem Gummikopf mit den blutunterlaufenen Augen, der in den Katakomben auf einer Art Seziertisch liegt, scheint es nach seinem Auftritt in dem Vampirfilm „Salem 2 – Die Rückkehr“ nicht sehr gut ergangen zu sein. Nach mehr als 35 Jahren weist er Risse und Löcher auf, am Kunstblut klebt Papier. Gemeinsam mit ihrem Team hat die Restauratorin Sophie Hunter das Requisit unter ultraviolettem Licht untersucht, mit dem Skalpell Materialproben genommen und unter dem Mikroskop analysiert. Jetzt steht Hunter eine Gratwanderung zwischen Konservierung und Restauration bevor. Wie andere Filmrequisiten soll auch der Gummikopf ein Original bleiben, muss aber vor weiterem Verfall gerettet werden. Wie neu, sagt Hunter, dürfe das Ungetüm daher auch nach der Behandlung nicht aussehen. „Wir wollen Hollywoods Geschichte erhalten, nicht perfektionieren“, umreißt die Historikerin mit Chemiestudium die Idee des Academy Museum.

Den Gummikopf aus „Salem 2“ rettet Hunter mit Schaum und Spachtelmasse. Dass Requisiten nicht für das Museum gedacht waren, sondern nach dem Einsatz am Filmset traditionell in die Mülltonne wanderten, macht ihre Arbeit nicht leichter. „Die Materialien waren nicht für die Ewigkeit ausgelegt. Sie mussten nur für die kurze Zeit der Dreharbeiten gut aussehen. Sie zu konservieren ist immer wieder eine Herausforderung, besonders, wenn die Requisiten erst nach Jahrzehnten zu uns kommen.“

DEBBIE REYNOLDS' IDEE

Die Erste, die erkannte, dass Elizabeth Taylors ausgerangierte „Cleopatra“-Kostüme zu mehr als Putzlappen taugten, war Debbie Reynolds. Als Hollywoods selbsternannte Kuratorin ersteigerte die Schauspielerin 1970 bei der Auflösung des Fundus der MGM Studios Hunderte Requisiten, Instrumente und Kostüme. In den folgenden Jahrzehnten sammelte Reynolds weiter: Charlie

Chaplins Melone, den Flügel, an dem Elvis in seiner Villa in den Holmby Hills spielte, die Roben, die Barbra Streisand in „Hello, Dolly!“ trug, die Kamera, mit der George Lucas „Star Wars“ drehte. Reynolds, durch Rollen in Filmmusicals wie „Singin' in the Rain“ und „Tammie“ selbst eine Hollywood-Legende, hoffte, die Filmakademie zu einem gemeinsamen Museum überreden zu können. Doch die Academy lehnte ab – nicht nur einmal, wie Reynolds sich später erinnerte, sondern fünfmal.

Ende der Neunzigerjahre, nachdem sie mit einer eigenen Ausstellung in der Spielstadt Las Vegas gescheitert war, begann sie, die Memorabilien zu verkaufen. Nach Reynolds' Tod 2016 wurde die Academy schließlich bei ihrem Sohn Todd Fisher vorstellig. Welche Stücke aus der Sammlung seiner Mutter er dem Museum überließ, bleibt ein Geheimnis. Dass die Akademie das Engagement der damals Vierundachtzigjährigen zumindest postum anerkennt, lässt sich im Keller des Academy Museum ablesen. „Debbie Reynolds Conservation Studio“ heißt es dort, wenn auch dezent in weißen Lettern auf weißer Wand.

Auf dem fast zehn Meter langen Arbeitstisch hinter der Tür liegen Sandsäckchen und Glasplatten neben buntemaltem Pappstreifen. Auf den Streifen sind Sequenzen von Bewegungsabläufen zu erkennen: eine Tänzerin in rotem Kostüm beim Hühnerfüttern auf dem Seil, ein Mädchen beim Hühnerfüttern, ein Reiter, der mit seinem Pferd eine Hürde nimmt. Die sogenannten Animation Strips gehörten zu einem Zoetrop, einem Vorläufer des Filmprojektors, sagt die Kuratorin Niebel. Auch sie brauchen Auffrischung. Mit Lupe und Wattestäbchen werden die handbemalten Bildchen gereinigt, bevor sie im zweiten Stockwerk des Museums in der Ausstellung „The Path To Cinema“ gezeigt werden.

„Viele der Streifen stammen aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts und dürfen dem Licht nicht zu lange ausgesetzt werden“, erklärt Niebel das Rotationsprinzip der Vitrinen. Nach einigen Monaten unter dem künstlichen Licht der Glaskästen werden die Sammlerstücke ausgetauscht, um sie zu schonen. Es sei eine Herausforderung, sagt die gebürtige Hessin, die richtige Balance zu finden zwischen Konservierung und Ausstellung. „Wir als Kuratoren wollen die Relikte des Filmemachens möglichst vielen Besuchern zeigen. Den Restauratoren geht es in erster Linie um den Erhalt der Stücke, am besten ohne zu viel Licht und bei konstanter Temperatur“, sagt Niebel. „Beides unter einen Hut zu kriegen, ist manchmal schwierig.“

Der Wechsel der Exponate hat sich als Kompromiss erwiesen, mit dem alle leben können. Auf dem turnusmäßigen Weg aus dem Lager in die Glasvitrine macht gerade neben den Animation Strips auch eine Peep Show, ein mehr als 150 Jahre alter Holzkasten mit Guckloch, Station im Restaurierungsatelier. Das braune Papier, in das der Kasten eingeschlagen ist, löst sich an den Ecken. Die Zeichnung eines Jungen, der auf der Vorderseite des Kastens vor einer Winterland-

ANZEIGE

Mit gutem Gewissen

Wilde Landschaften, weite Blicke, grandiose schneebedeckte Gipfel am Horizont: Eigentlich versteht es sich von selbst, dass man solche Aussichten in Einklang mit der Natur und in einer authentischen Unterkunft noch viel mehr genießt als ohnehin schon.

Ordern Sie eine Ausgabe des F.A.Z.-Verlags-spezials zum nachhaltigen Reisen unter Angabe Ihrer Adresse: poststelle-extern@faz.de

Jetzt kostenfrei bestellen!



schaft Vögel füttert, ist gerissen. Auch das postkartengroße Bild eines mittelalterlichen Schlosses, als Hintergrund der Peep Show gedacht, weilt sich auf der ganzen Breite. Das Stück aus dem Privatmuseum des verstorbenen Amerikaners Richard Balzer, wohl die größte Sammlung aus der Zeit vor der Erfindung der Kinematographie, benötigt an diesem Tag besonders viel Zuwendung. Die Fasern des Papiers sind über die Jahrzehnte brüchig geworden, bunte Schimmelpilze machen sich breit. Papier, sagt Hunter, egal ob aus Cellulose- oder Holzfasern, sei ein empfindliches Material. Raumtemperaturen von mehr als 18 Grad setzten ihm ebenso zu wie Luftfeuchtigkeit.

Mit Calciumhydroxid neutralisiert die Restauratorin unerwünschte Säuren in der Verkleidung des historischen Guckkastens. Risse und Löcher stabilisiert sie mit hauchdünnem, transparentem Japanpapier. „Es geht darum, sich auf das zu beschränken, was nötig ist. Wir versuchen, möglichst nah am Original zu bleiben“, sagt Hunter. Tom Hanks, Hollywood-Star, Oscar-Preisträger und einer der Granden des Academy Museum, wird es freuen. Die Ausstellung „Der Weg zum Kino“ mit Vorläufern der modernen Filmkunst wie Camera obscura, Peep Show und Laterna magica hat der „Forrest Gump“-Darsteller zu seinem Lieblingsort in dem fast 30.000 Quadratmeter großen Museum erkoren.

JUDY GARLANDS PUMPS

Wie viel Restaurationsarbeit in einigen Exponaten steckt, bleibt den Besuchern des früheren May Company Building meist verborgen. Nebel erinnert sich noch gut an die Rettung der rubinroten Pumps, die Judy Garland vor mehr als 80 Jahren in dem Filmmusical „Der Zauberer von Oz“ trug. „Der Mix aus Leder, Seidenfaille, Strass, Glasperlen, Filz und Pailletten war kompliziert. Die einzelnen Materialien altern unterschiedlich und dehnten sich mit den Jahrzehnten unterschiedlich aus. Als die Ruby Slippers zu uns kamen, hatten sie Risse, viele der Pailletten fehlten“, sagt die Kuratorin. Der Gedanke, eines der berühmtesten Requisiten der Filmgeschichte auf dem Restaurationstisch zu sehen, ließ das Team des Debbie Reynolds Conservation Studios noch vorsichtiger als sonst zu Werke gehen. Die Geschichte des „Zauberers von Oz“, Hollywoods Version von L. Frank Baums Phantasieroman „The Wonderful Wizard of Oz“, gehört nicht nur seit Generationen zu den beliebtesten Familienfilmen in den Vereinigten Staaten. Als eine der ersten Produktionen in Technicolor zählt der Film auch zu den technischen Highlights der amerikanischen Filmindustrie.

Dass die Ruby Slippers den Weg in das Academy Museum fanden, verdanken sie Leonardo DiCaprio. Zusammen mit Steven Spielberg hatte der Oscar-Preisträger vor zehn Jahren unter Film-schaffenden gesammelt, um die Schuhe zu ersteigern, die Garland als Dorothy auf dem gelben Ziegelsteinweg trug. Dann begann die Arbeit. Mit Mikro-Röntgenfluoreszenz und FTIR-Spektrometer wurden die einzelnen Materialien untersucht, um herauszufinden, wie sie am besten zu konservieren waren. Anschließend wurden lose Fäden wieder durch die Original-löcher gezogen, die Sohle wurde an einigen Stellen neu verklebt. Die Pailletten, mehr als 2000 je Schuh, benötigten besondere Pflege. „Unter dem Mikroskop haben wir jedes einzelne der Kunststoffplättchen mit Pinsel und Pipette gereinigt, lockere Plättchen wurden wieder arretiert“, sagt Hunter. Bei verlorengegangenen Pailletten hielt sie sich zurück. „Es geht um Authentizität, nicht um Vollkommenheit.“

Die Ruby Slippers, eines von fünf erhaltenen Paaren, strahlen heute in einem Glaskasten des Academy Museum – unter rötlichem Licht, bei etwa 20 Grad und nur, wenn sich Judy Garlands ikonische Pumps nicht gerade in einem gut gekühlten Safe erholen. Debbie Reynolds, die selbst ein Paar der rubinroten Schuhe besaß, hätte es gefallen. ◀



In neuem Licht:
Zu den prominentesten
Ausstellungsstücken
zählen Judy Garlands Pumps
aus dem Filmmusical
„Der Zauberer von Oz“.



Foto: Al Behr/PulsarLaf



thinking tools



DUMBO



Aussicht auf Downtown: Von Dumbo aus blickt man über den East River und die Brooklyn Bridge hinweg auf Manhattan.



und sonntags. Am Abend werden die Fotos sogar noch besser: Wenn sich der Dunst über Manhattan verzogen hat, ist unter dem Bogen der Manhattan Bridge in der Ferne das hell angeleuchtete Empire State Building zu sehen.

Pamela hat ihre orangefarbene Kawasaki ZX6R, unter Bikern „Ninja“ genannt, mitten auf das Kopfsteinpflaster gestellt. Ihre Freunde machen Fotos, wie sie ihre Haare schüttelt. Das asymmetrische Oberteil gibt den Blick auf Tätowierungen frei, die Löcher in ihrer weißen Jeans zeigen ihr erfrischendes Selbstbewusstsein. Als sich ein dicker Range Rover vorbeischieben will, macht sie etwas Platz, ganz langsam, als ob sie es nicht nötig hätte.

Autos sind hier eigentlich gar nicht mehr erwünscht. Ein paar Meter höher, die Washington Street hinauf, ist eine Straßensperre. Die Wirtschaftsförderung sorgt mit Aufpassern dafür, dass die Tausenden Touristen nicht zu laut sind oder von Autos angefahren werden. Denn die Anwohner im Stadtteil haben sich beschwert. Da haben sie sich eine Wohnung für anderthalb oder zwei Millionen Dollar in dem aufstrebenden Viertel gegönnt – und dann herrscht auf der Straße ein Durcheinander und eine Lautstärke wie auf dem Times Square. Einer der Arbeiter, die schließlich am Abend die rot-weißen Bauzäune an die Seite stellen, freut sich über seinen Job. „Aber hier hat sich

// Nach Tribeca, Nolita und Soho nun also Dumbo: New York hat wieder ein Kürzel erfunden, das sich gut verkauft. //

Schon von weitem hört man sie. Gleich mehrere Maschinen heulen laut auf. Die Touristen drehen sich erschrocken um, ein Pizzabäcker schaut genervt in Richtung Washington Street. Er weiß schon, woher das kommt. Um die Ecke sieht man sie dann, Pamela und ihre Freunde. Sie sitzen auf ihren Motorrädern, geben noch ein paar Mal im Leerlauf Gas und lachen. In Deutschland gilt so ein Lärm als Nötigung. Aber in Amerika, erst recht in New York, ist eben alles größer, höher, lauter.

Deshalb lachen auch die Touristen, die hier herumstehen. Viele sind gekommen in diese schöne Straße in Brooklyn, die unter der Manhattan Bridge hindurch über den East River auf Midtown Manhattan schaut. Meist sind es Dutzende, manchmal Hunderte gleichzeitig, die sich vor der Kulisse abbilden lassen oder sich gleich selbst fotografieren. Das geht den ganzen Tag so, vor allem samstags



Aussicht auf Midtown: Pamela posiert auf ihrem Motorrad an der Washington Street vor der Manhattan Bridge.



Der Teil Brooklyns, der Manhattan gegenüberliegt, war lange heruntergekommen. Jetzt ist er fast ganz gentrifiziert. Touristen finden das toll, Anwohner nicht immer.

Von Alfons Kaiser

alles geändert“, sagt der Mann, der selbst früher in Dumbo lebte. „Ich wohne jetzt weiter draußen. Das hier kann sich ja niemand mehr leisten.“

Dumbo, das klingt nach einem Disney-Elefanten, und so heißt der auch wirklich: Der Zeichentrickfilm von 2019 und sein Vorgänger von 1941 basieren auf der Geschichte „Dumbo, the Flying Elephant“. Der Name ist eigentlich nur eine Verballhornung: Weil die Hauptfigur Jumbo jr. so große Ohren hat, wird der Arme von den anderen Elefanten spöttisch Dumbo genannt. Comedian Jerry Seinfeld scherzte in einer Talkshow, das Stadtviertel heiße eigentlich „Down Under Manhattan Bridge“. Die New Yorker hätten dann einfach ein „O“ darangehängt, weil niemand in einem Wohnviertel wohnen wolle, das „dumb“ („dumm“) heißt. Nun heißt es eben „Down Under Manhattan Bridge Overpass“, also Dumbo. Das klingt zwar immer noch ein bisschen dumm, aber eben auch ganz lustig.

Einen Stadtteil so zu nennen, dazu braucht es Mut. Oder den Geschäftssinn von Immobilienentwicklern. Es begann mit David Walentas. Der Unternehmer, 1938 geboren, fand auf der Suche nach neuen Objekten Ende der Siebzigerjahre diesen verlorenen Uferstreifen am East River unter den Überführungen von Brooklyn und Manhattan Bridge. In der Hoffnung, dass die Wall-Street-

Banken Platzbedarf auch auf dem anderen Ufer des East River hätten, investierte er mit Hilfe der Kosmetikunternehmer Ronald und Leonard Lauder Millionen, die zu einem Milliardengeschäft wurden. Denn seit 1995 durften die Fabrik- und Lagerhausetagen auch als Wohnraum genutzt, also zu Lofts umgebaut werden.

Brooklyn, das klingt zu alt und zu allgemein für einen heruntergekommenen Stadtteil, den man mit Coolness aufladen wollte. Also musste eine marktgängige Abkürzung her. Das ist ein eingetübtes Verfahren in der Stadt, die vermarktungstechnisch niemals schläft. Schon viele lausige Ecken hat man hier durch Abkürzungen zu Trendbezirken gemacht: Soho (South of Houston Street), Tribeca (Triangle below Canal Street), Nolita (North of Little Italy). Beim Meatpacking District war es gar nicht mehr nötig. Man versuchte es zwar zu Beginn mit MeaPa, aber da war „Meatpacking“ längst trendy genug.

An der Kunstnamenvergabe ist jedenfalls gut abzulesen, wie man in der schönen neuen Welt die Spuren von Handwerk, Industrie und Dreck tilgt: In Tribeca denkt niemand mehr an den stinkenden Abwasserkanal, dessen Verlauf die Canal Street markiert; im Meatpacking District erinnert man sich kaum noch daran, wie vor zwei Jahrzehnten die Verkäuferinnen morgens zur Arbeit in die

frisch eröffnete Boutique von Stella McCartney kamen, während der Fleischgeruch übers Kopfsteinpflaster zog, weil bei der Metzgerei Louis Zucker gerade die letzten Schweinehälften angeliefert wurden; und in Nolita freut man sich zwar über die noch immer billige Pizza, aber die Erinnerung an die schmutzigen Mietshäuser, in denen Martin Scorsese, Robert De Niro und viele weitere Nachkommen von Italienern fürs Leben abgehärtet wurden, steckt nur noch in den Mauern.

In wenigen Jahrzehnten hat sich das alles geändert. In Soho reihen sich jetzt Gucci, Chanel, Canada Goose, Louis Vuitton und Sephora aneinander. Im Meatpacking District gehen New Yorker nur bis donnerstags aus, weil sie die lärmenden *bridge and tunnel people* nicht ertragen, die am Wochenende über den Hudson aus New Jersey kommen und hier mal richtig feiern wollen.

Und nun greift der rasante Strukturwandel zum ersten Mal auf einen New Yorker Stadtteil außerhalb von Manhattan über, nach Brooklyn. Wegen der absurden Wohnungspreise sind viele über den Fluss nach Williamsburg gezogen. Und wegen des neuen Trends zum Homeoffice sind sie nun teils auch tagsüber dort. Der vordere Teil von Brooklyn entwickelt sich schnell. Immer mehr Hotels werden eröffnet, die Restaurants werden teurer, die



In Bewegung: Der Brooklyn Bridge Park mit Laufstrecken, Radwegen und Basketballplätzen zieht sich über zwei Kilometer am East River entlang.

Läden veganer, die Mieten höher. Und nun kommt es noch besser: Die Pariser Luxusmarke Hermès eröffnet an der North 6th Street im Frühjahr 2023 einen Pop-up-Shop, dem 2026 ein Flagship Store folgen soll. Als das im Juli bekannt wurde, fiel die alte Hochburg der Hipster aus allen Wolken: Sogar auf der coolen Seite des East River kann man bald Lederhandtaschen für 10.000 Dollar kaufen.

Das Gravitationszentrum der Gentrifizierung ist nun Dumbo. Mitgewirkt hat daran auch Peter Lindbergh. Sein Bild aus dem Jahr 1991 von Naomi, Claudia, Linda und weiteren Models in Stiefeln und Lederjacken vor der Überführung ist eine ikonische Modeaufnahme. Für manche wurde Dumbo dadurch mythisch. Wenn sie sich aber in Lindberghs Sinn auf der Washington Street abbilden lassen, sind sie fehl am Platz. Er nahm die acht Schönen, die auch durch dieses Foto zu Supermodels wurden, nämlich an der Parallelstraße auf, der Pearl Street – auf Höhe der Häuser, in denen jetzt der „NY kids club“ und die Agentur „ocny event production“ mit bunten Aushängen für sich werben.

Hier und nebenan in Navy Yard und Downtown Brooklyn haben sich Hunderte Start-ups angesiedelt. Mit den Wohnpreisen ändern sich auch die Geschäfte. In den einstigen P.S. Bookshop an der Front Street ist ein Laden der Kleiderkette Scotch & Soda gezogen. Alles ist schöner geworden: Im Brooklyn Bridge Park gibt es Kiefern, Kiesstrand, Spielplatz, Kletterwand, Basketballplatz, und Jogger laufen über die Rennstrecke mit dem schönsten Ausblick der Welt. Die Scheiben der Galerie Minus Space blitzen, gerade wird bei Wein und Häppchen eine Ausstellung eröffnet. Im Café „Dawn's 'Til Dusk“ gegenüber funktioniert das „Dumbo free wifi“ (Passwort: „cupcake“) einwandfrei, dafür sind nicht mal 5,50 Dollar für den Caffè Latte zu viel. Kopfsteinpflaster und Lagerhäuser erinnern an den postindustriellen Charme der Hamburger Hafencity. Aber hier ist viel mehr los, in einer kuriosen Mischung aus Nobelshopping, Dekadenzvergnügungen und Fressparadiesen: Neugierige vor den „ungiftigen Nagellacken“, Schlangen vor der „Brooklyn Ice Cream Factory“.

Wer es sich leisten kann, in Dumbo zu leben, zeigt mit dem nachlässigen Chic zerlöcherter Hosen, dass er am Wochenende nichts beweisen muss. Vor einem Stand, der für Mineralwasser wirbt, steht doch wirklich ein altbekannter Street-Style-Fotograf, der normalerweise für

Websites Besucher von Modenschauen fotografiert und sich jetzt ertappt fühlt: „Ich fotografiere für die hier, ein *money job*, die gehören zu einem großen Getränkekonzern. Verrat's aber wirklich niemandem!“

An der nächsten Ecke die nächste Zufallsbegegnung: Monika Sprüth und Philomene Magers. Die Galeristinnen haben einst in Köln begonnen, jetzt gibt es Sprüth Magers in Berlin, Los Angeles, London – und nun auch in New York. „Aber nicht hier unten“, sagt Monika Sprüth. Gerade haben sie ihre Galerie an der feinen 80. Straße in der Nähe des Metropolitan Museum eröffnet. „Das passt besser.“ In Dumbo haben sie nur eine Künstlerin besucht und immerhin um die Ecke einen tollen Blumenladen gefunden. Aber so richtig wohl scheinen sie sich nicht zu fühlen: „Sind doch sehr viele Touristen hier.“ Auch das ist an der Upper East Side anders. Dorthin fahren sie jetzt wieder.

Da ist es auch ruhiger, denn in Dumbo erinnert der Straßensound noch oft an das Industriezeitalter. Zur Baustelle an der Water Street donnern gerade Lastwagen, und beim Brunch vor dem Restaurant „Superfine“ im Schatten der Überführung rattern hoch über den Gästen rhythmisch die Autos und Lastwagen über die sieben Fahrstreifen der Zwei-Ebenen-Hängebrücke. Donnert oben auch noch die Subway über die Gleise, sterben unten am Tisch die Gespräche. Wenn die Frühstücksgäste wüssten, was sich dort oben wirklich abspielt! Schon mehrmals mussten die vier Gleise jahrelang überarbeitet werden, weil die U-Bahn-Züge die Brücke stark schwanken ließen.

Pam und ihre Freunde stehen nun schon so lange an der Washington Street, dass die Schatten lang werden. Sie wundern sich selbst über die vielen Leute: „Woher kommen die nur alle?“ Nach Corona sind wieder fast so viele Besucher in der Stadt wie 2019. Im Sommer fragte die „New York Times“ schon besorgt: „Kann ein Viertel zu Tode instagrammt werden?“ So weit wird es in Dumbo nicht kommen. Aber selbst Pam, die heute eigens aus New Jersey gekommen ist, macht auf Maskerade, trägt Zöpfe an ihrem Helm wie eine Wikingerin und spreizt fürs Bild die Finger zum Victory-Zeichen. Ihre Freunde, den Helm mit Spiegelvisier locker auf den Kopf gesetzt, airdropfen ihr die schönsten Fotos. Als es dunkel wird, noch ein Bild mit dem leuchtenden Empire State Building, dann heult ihr Motor auf, und sie winkt die Jungs hinter sich her. ◀



// „Woher kommen die nur alle?“
Nach Corona sind wieder fast so viele Besucher in der Stadt wie 2019. //

Foto: Huber / 2, ddb, Marmitus



In Verbindung: Das Empire State Building auf der anderen Seite des Flusses wirkt unter dem Bogen der Manhattan Bridge ganz nah.



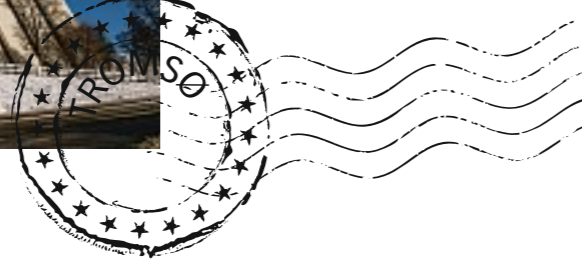
FAEMINA



INNATE DESIGN, INNER PLEASURE.

A coffee experience unlike any other.

Die Eismeerkerkathedrale von Tromsø ist wie Notre Dame oder die Sagrada Família Sightseeing-Spot Nummer eins – und doch viel beeindruckender. Die evangelische Kirche wurde zu Beginn der Sechzigerjahre erbaut. Die Dachschrägen sollen an Eisschollen erinnern. Wer denkt, von außen alles gesehen zu haben: Der minimalistische Innenraum macht erst recht etwas her.



Grüße aus Tromsø

Von Julia Stelzner

In Tromsø stehen die nördlichste Brauerei und die nördlichste Kathedrale. Die 75.000-Einwohner-Stadt jenseits des Polarkreises hat aber auch Lust auf Neues.

Pier Stian Sara ist Sami. Als Sami (früher: „Lappen“) wird das indigene Volk der Arktis bezeichnet. Die rund 80.000 Sami stammen aus Norwegen, Finnland, Schweden und Russland und sprechen eine eigene Sprache in zehn Dialekten. Viele von ihnen, wie Pier Stian Sara, arbeiten immer noch als Rentierhalter und sind deshalb als Nomaden unterwegs. Andere ziehen einen Bürojob in der Stadt vor.



Tromsø ist geprägt von langer Dunkelheit und dann wieder dauerhellen Nächten, so wie das Stadtbild von Rentierschlitten und Bahnen mit Elektroantrieb. Die Tromsøer betreten immer wieder Neuland, wie in ihrem Stadtteil Vervet. Hier werden klimaneutrale Wohnungen gebaut und alte Schiffswerften in Restaurants umgewandelt – wie das „Maskinverkstedet“ in der Nähe des Polarmuseums.

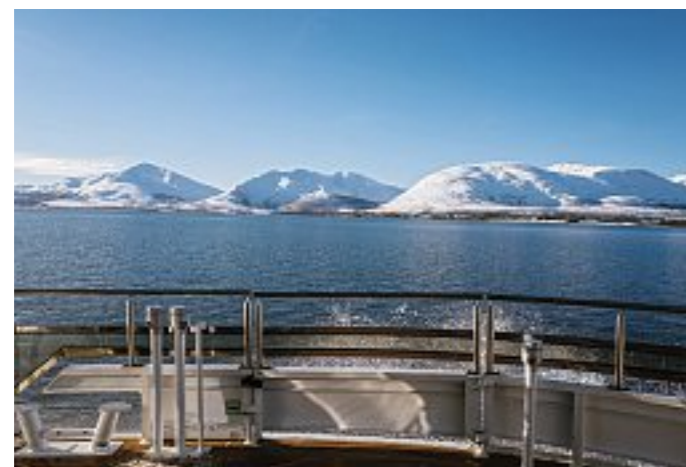


In dem Lavvo, dem Zelt von Köchin Tove Seljevold, duftet es nach Kräutertee und Gulasch. So ursprünglich wie das „Restaurant“ sind auch die Gerichte der sympathischen Norwegerin, die bei den Kohlearbeitern in Spitzbergen gelernt hat, unter ganz besonderen Bedingungen zu kochen. Das Gemüse stammt von der eigenen Farm gleich nebenan.

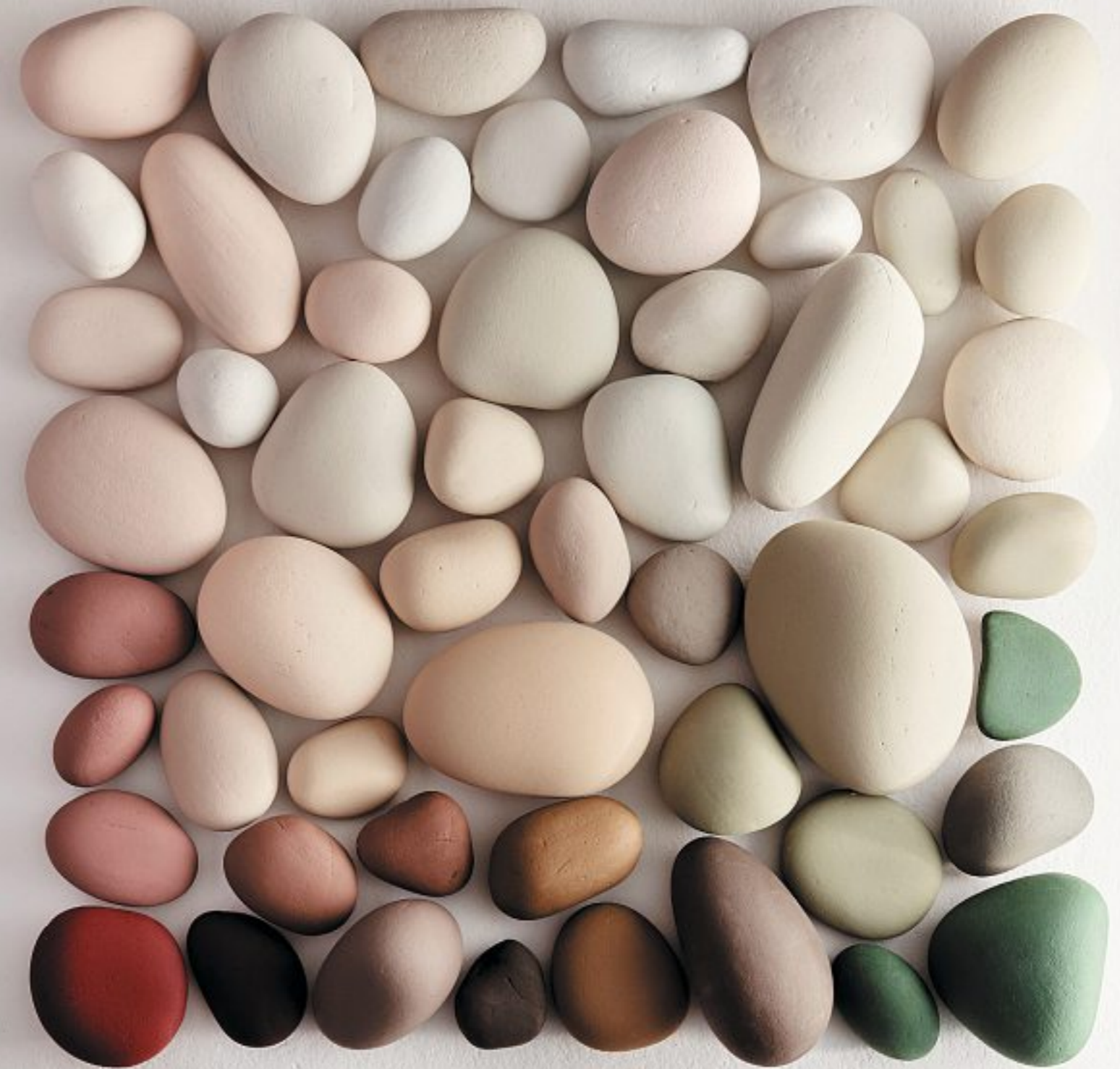


Der gelbe Kiosk Raketten am zentralen Platz der Stadt hat eine besondere Geschichte. 1911 erbaute ihn Margit Løkke, es war das erste von einer Frau geführte Unternehmen des Landes. Heute verzehren hier Touristen und Studenten für norwegische Verhältnisse bezahlbare (vegane) Hot Dogs und trinken Bier bis spät in die Nacht. Ein Lagerfeuer sorgt dafür, dass man es lange aushält.

Am beeindruckendsten ist die unberührte Natur nahe Tromsø beim Landeanflug – oder vom Wasser aus. Das 360-Grad-Panorama bietet weiße Bergspitzen, die nicht wie in den Alpen oft gezeichnet sind von Liftanlagen. Auf umweltfreundliche Art, mit elektrisch angetriebenen Booten, kann man mit Brim Explorer auf Tour gehen.



Little Greene®
— PAINT & PAPER —



Stone

Eine elegante Palette an 36 zeitlosen Farben von Naturstein inspiriert, die Wärme und Schönheit vermitteln.

FINE PAINTS & PAPERS
IN ASSOCIATION WITH



kostenlose Farbkarte | jetzt erhältlich

Little Greene Showroom München

Tel: 089 - 55 06 57 57 | muenchen@thelittlegreene.com

Unser Showroomteam kommt zu Ihnen nach Hause und erstellt ein persönliches Farbkonzept in Abstimmung auf Ihre Einrichtung.

Bestellen Sie Ihre Farbkarte oder finden Sie den Fachhändler in Ihrer Nähe auf littlegreene.de



littlegreene.de





Ich kenne alle Texte von jedem Lied, das ich jemals gehört habe.



Alle lieben **Sabine Marcelis**. Für Ikea hat die Designerin gerade Leuchten entwickelt. Dem Vitra Design Museum in Weil am Rhein hat sie die Sammlung neu sortiert – nach Farbtönen! Die Siebenunddreißigjährige arbeitet für Modefirmen wie Fendi, Celine und Burberry und auch für junge Möbelmarken wie Hem. Was ihr Design ausmacht? Strahlende Farben, ungewöhnliche Materialien und vor allem der Mut zur schönen Oberfläche, zur starken Geste. Marcelis wurde in den Niederlanden geboren, später wanderte ihre Familie nach Neuseeland aus. Als vielbeschäftigte Designerin ist sie entweder kaum erreichbar – oder sie antwortet prompt.

Was essen Sie zum Frühstück?

Eier! Ich liebe Eier. Besonders Eggs Benedict mit einer guten Sauce Hollandaise.

Wo kaufen Sie Ihre Kleidung ein?

Im Idealfall, und wenn ich Lust habe zu protzen, bei Jil Sander.

Was ist das älteste Kleidungsstück in Ihrem Schrank?

Ein kariertes Wollschal.

Wann haben Sie zuletzt handschriftlich einen Brief verfasst?

Ich bin eher die Notiz- als die Briefschreiberin. Und ich schreibe ziemlich oft Notizen.

Welches Buch hat Sie im Leben am meisten beeindruckt?

Eine sehr persönliche Frage!

Wie informieren Sie sich über das Weltgeschehen?

Bloomberg, „de Volkskrant“, „Guardian“, CNN.

Was ist Ihr bestes Smalltalk-Thema?

Klatsch.

Bei welchem Film haben Sie zuletzt geweint?

Ich habe gerade wieder „Whale Rider“ über ein zwölfjähriges Māori-Mädchen gesehen – ein ziemlicher Schmachtfetzen.

Sind Sie abergläubisch?

Nur wenn ich Snowboard fahre. Ich mache mir immer Sorgen, dass ich mich verletze, wenn ich die letzte Abfahrt ankündige.

Worüber können Sie lachen?

Mein Kind.

Ihr Lieblingsvorname?

Nächste Frage!

Machen Sie eine Mittagspause?

Ja, natürlich!

In welchem Land würden Sie gerne leben?

In den Niederlanden oder in Neuseeland. Das ist die ewige Diskussion in meinem Kopf. Ich glaube, in Neuseeland würde ich gerne leben, wenn ich ein bisschen älter bin.

Was fehlt nie in Ihrem Kühlschrank?

Joghurt, Hafermilch, Gurken.

Fühlen Sie sich mit oder ohne Auto freier?

Mit.

Was ist Ihr größtes Talent?

Ich kenne alle Texte von jedem Lied, das ich jemals gehört habe. Ich warte darauf, in eine Wissensshow eingeladen zu werden, damit ich dieses Talent eines Tages nutzen kann.

Was tun Sie, obwohl es unvernünftig ist?

Horoskope lesen.

Welcher historischen Person würden Sie gerne begegnen?

Dem Erfinder Nikola Tesla.

Tragen Sie Schmuck? Und eine Uhr?

Nur Ohrhinge und gelegentlich einen Ring. Keine Uhr.

Haben Sie einen Lieblingsduft?

Mimosa. Er erinnert mich an einen Sommer im Süden Frankreichs.

Was war Ihr schönstes Ferienerlebnis?

Lanzarote ist einer der magischsten Orte, an die ich jemals gereist bin.

Auf welchem Konzert waren Sie zuletzt?

Das ist eine Weile her... Aber ich habe vor ein paar Wochen Grace Jones in Rotterdam gesehen.

Was fehlt Ihnen zum Glück?

Mehr Stunden am Tag.

Was trinken Sie zum Abendessen?

Rotwein.

Aufgezeichnet von Jasmin Jouhar.



Foto: Peipe Lange

EDGY BY BRETZ

ALEXANDER-BRETZ-STR. 2 • D-55457 GENSINGEN • TEL. 06727-895-0 • INFO@BRETZ.DE • BRETZ.DE
 FLAGSHIPS: KANTSTR. 17 LIVING BERLIN • HOHE STR. 1 DORTMUND • WILSDRUFFER STR. 9
 DRESDEN • STILWERK DÜSSELDORF • SCHÄFERGASSE 50 FRANKFURT • STILWERK HAMBURG
 HOHENSTAUENRING 62 KÖLN • REUDNITZER STR. 1 LEIPZIG • HOHENZOLLERNSTR. 100 • MÜNCHEN
 HALLPLATZ 37 NÜRNBERG • KONIGSBAU PASSAGEN STUTTGART • SALZGRIES 2 WIEN

Bretz
 TRUE CHARACTERS



BVLGARI
ROMA